Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 26 Leipzig, den 23. Juni 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1369 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Suchet, so werdet ihr finden — Von Gottes Gnaden — Willam Carey — Graf Adalbert von der Recke-Volmerstein — Ein neues Bibelwerk zum alten Testament — Verschiedenes: Zur Vorgeschichte des Gemeindegedankens; Monatshefte der Comeniusgesellschaft; Gustav Schlosser; — Zur Beachtung — Anzeigen

Suchet, so werdet ihr finden

Ein Trostwort für die Kinder unsrer Zeit. Denn wir suchen alle. Fragen brausen auf uns ein wie ein wildes Meer und drohen unsern Glauben zu verschlingen. Vieles ist uns unsicher geworden, was früher felsenfest zu stehen schien. Neue Fragen sind entstanden; alte Antworten genügen uns nicht mehr. Wir müssen suchen. Nicht dich, unsern Gott! Du hast uns zu dir gezogen. Dich halten wir. Aber wir ringen darnach, dich festzuhalten in dieser neuen Welt, die sich um uns aufgethan hat. Wir klammern uns an dich. Du selbst, die Gemeinschaft mit dir: das soll der Felsen sein, von dem aus wir diesen ganzen tosenden Wirrwarr betrachten.

Aber geziemt dies Suchen auch den Kindern Gottes? Dürfen wir suchen? Oft hat mich dieser Gedanke bedrückt, wenn ich dem Widerspruch andrer begegnete, die aufgehört hatten zu suchen, weil sie schon gefunden zu haben glaubten. Dann, wenn ich mir selbst mißtraute, hat mich oft getröstet, daß Männer, die ich als die besten verehrte, dasselbe Suchen kannten. Und ich sah, daß unser Suchen dein Wille ist. Wir müssen suchen, wenn wir wahrhaftig und ehrlich sein wollen; denn du selbst, du Gott der Wahrheit, hast uns diese Fragen gestellt, nicht wir. Du befiehlst: Suchet! Wir gehorchen.

Aber wie schmerzvoll will mir oft dies Suchen erscheinen, wie hoffnungslos! Wann werden wir finden? Zwar das weiß ich wohl, daß unserm menschlichen Verstande enge Grenzen gezogen sind, engere vielleicht, als die Menschen, und auch die frommen Menschen oft meinen. In vielem habe ich gelernt, mich zu bescheiden. Aber auch das fühle ich, daß unsre Zeit mehr eine suchende ist als andre Zeiten. Wann wird das erlösende Wort gesprochen werden, das unserm Geschlechte das alte Evangelium in unsrer Sprache predigt, das Wort, das uns nach allem Suchen finden läßt!

Du, mein Gott, willst nicht für immer diese marternde Unklarheit. Suchet, so werdet ihr finden. Finden sollen auch wir. Du sagst es; ich glaube es gewiß. Du hast über uns all dies Suchen verhängt, damit wir deine ewige Wahrheit aufs neue finden.

Schon hast du uns und hast auch mir, mein Gott, das Finden oft geschenkt. Dich habe ich gefunden, da du mich ergriffen hast. Und manchen Blick in den Reichtum deiner Weisheit hast du uns thun lassen.

Freilich ob wir, ob unsre Zeit zum Ziele kommt, das weiß ich nicht. Aber es muß doch einmal der Mann kommen, der das Wort spricht. Du, Gott, sende ihn bald!

Wir aber, ob wir ihn mit Augen sehen oder nicht, wollen nicht müde werden, recht, fromm und wahr zu suchen; wir wollen gläubig und fröhlich vertrauen, daß auch für unser Geschlecht geschrieben steht: Suchet, so werdet ihr finden.

Gkl

Von Gottes Gnaden

Es ist äußerst erfrischend, einen Fürsten zu sehn, der für Erde und Himmel gleich aufgeschlossen, ebenso entschieden für seine Gedanken und Bestrebungen auf Gott zurückgreift, wie er in die Bewegungen des Volkslebens eingreift. Es erweckt frohe Hoffnungen für die Zukunft, wenn die Versöhnung von Gottinnigkeit und Weltoffenheit, die allerorten nach Verwirklichung ringt, auch auf dem Throne zur Anschauung kommt. Unser Volk ist wohlberaten, und dem Gottesreiche ist herrliches Wachstum beschieden, wenn unsre Fürsten das demütig-stolze Paulus-wort auf ihren Schild schreiben: „Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin."

Aber es heißt den Fürsten wenig gedient und der Sache geschadet, wenn man diese fromme Betrachtungsweise derartig überspannt, daß man den Fürstenberuf von allen andern Berufen absondert und ihn in einzigartiger Weise von Gott bestimmt sein läßt. Eine solche Ueberspannung stößt alle die notwendig ab, die das Mitbestimmungsrecht des Volkes als ein wertvolles Gut schätzen, und die neben der schuldigen Ehrfurcht gegen den Fürsten doch auch die eigne Manneswürde geachtet sehn möchten. Was hier mit Ueberspannung gemeint ist, mögen einige Sätze veranschaulichen, die neulich in einer Provinzialzeitung zu lesen waren. Es handelte sich um die Bestrafung der Majestätsbeleidigungen. Da wurde bekämpft

> die ganze bornirte Verständnislosigkeit, die der moderne Liberalismus der hehren Idee des Königstums von Gottes Gnaden, wie allen Erscheinungen gegenüber, deren letzter Daseinsgrund nicht auf Erden, sondern oben liegt, noch stets bethätigt hat.

Es wurde verhöhnt,

> wer das Ideal des „modernen" Monarchen in dem Bourgeoiskönig erblickt, der mit dem Regenschirm unter dem Arme, den Cylinder auf dem Kopfe inmitten der Menge durch die Straßen der Hauptstadt promenirt.

Dagegen stellte sich die Zeitung auf die Seite dessen,

> dem der Träger der Krone als der Vertreter Gottes auf Erden gilt, dem er als König von Gottes Gnaden, nicht als König von der Bourgeoisie Gnaden erscheint.

Und es hieß:

> Soll die Majestätsbeleidigung im systematischen Zusammenhang der verschiednen Deliktskategorien an den geeigneten Ort gestellt werden, so würde sie ihrer Natur nach neben der — Gotteslästerung ihren Platz erhalten müssen.

Es ist nur zu begreiflich, wenn die Gegner dem gegenüber nun im Sinne des Spottes vom Gottesgnadentum schreiben oder unter sich reden. Und so geht ihnen das Verständnis für die religiöse Wertschätzung der Obrigkeit überhaupt verloren. Denn daß man sich den richtigen Kern aus den Worten des Gegners herausschälte, ist in der Tagespresse und anderswo ja leider nicht üblich. Umsomehr aber ergiebt sich für uns die Verpflichtung, dieser religiösen Beurteilung der Obrigkeit einmal nachzudenken.

Wie Jesus hierüber gedacht hat, wird sich kaum genügend erweisen lassen. Er hat geboten, dem Kaiser den Schoß zu zahlen, und damit dessen Besteuerungsrecht anerkannt. Aber er hat dies so wenig als eine religiöse Pflicht bezeichnet, daß er

vielmehr die Pflicht gegen Gott in einen Gegensatz dazu gestellt hat. Zu Pilatus spricht er: Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben. Darin liegt auch nicht mehr, als daß alle Macht von dem Allmächtigen kommt. Und was den Pilatus selbst betrifft, so könnte man vielleicht eher meinen, die Macht sei ihm von Gottes Ungnaden als von Gottes Gnaden verliehen. Daß Jesus ihn mit den Worten als Stellvertreter Gottes und ein etwaiges Widerstreben gegen ihn als eine Art Gotteslästerung habe bezeichnen wollen, ist durch nichts angezeigt.

Deutlicher geben die Apostel ihre Stellung zu der Sache kund. Je mehr sie mit der heidnischen Obrigkeit selbst in Berührung kamen, je näher sie dem eigentlichen Sitz dieser Obrigkeit drangen, desto mehr hatten sie Veranlassung, sich über die Obrigkeit und das Verhalten zu ihr grundsätzlich zu äußern. Dies geschah mit großem Wohlwollen, und man hat ihnen daraus oft den Vorwurf schwächlicher Anbequemung gemacht. Aber mag ihnen auch bewußt gewesen sein, daß die Stellung, die sie zur Obrigkeit einnahmen, ihrer Sache förderlich sei, so haben wir bei der charaktervollen Art dieser Männer doch keinen Grund, anzunehmen, daß diese Voraussicht den Ausschlag für ihr Urteil gegeben hätte. Die Glaubensgewißheit von der Weltherrschaft ihres Gottes mußte ihnen die Gewißheit geben, daß auch die Machtverteilung auf Erden seinem Willen nicht entgegen sein könne. Und die mannigfache Förderung, die sie bei der Ausbreitung des Evangeliums vom römischen Reiche empfingen, mußte ihnen den Glaubensgedanken nahe legen, daß sie es hier mit einer Fügung zu höhern Zwecken zu thun hätten. Die Anwendung des Vorsehungsglaubens auf die Geschichte giebt Gewißheit über den jeweiligen Gotteswillen, und ebenso ist es die Zweckmäßigkeit für das Gottesreich, die auf eine religiöse Beurteilung der Obrigkeit hinleitet.

Der erste Petrusbrief (2, 13 ff.) fordert Unterordnung unter die Obrigkeit, nicht in sklavischer Unterwürfigkeit, sondern in Freiheit. Diese freie Unterordnung wird von den Christen gefordert als von Knechten Gottes, d. h. als Gehorsam gegen Gott. Darin liegt noch nicht, daß die Anordnungen der Obrigkeit unmittelbar als Ausfluß des Gotteswillens anzusehn wären. Vielmehr giebt Petrus einen doppelten Grund dafür an, daß er im Namen Gottes den Gehorsam gegen die Obrigkeit fordert. Erstens sagt er, daß die Christen den Gehorsam um Christi willen leisten sollen, und meint damit wohl, daß die Unbotmäßigkeit der Sache Christi zum Nachteil gereiche, vielleicht die Ausbreitung seines Evangeliums hindere. Es wäre das ein Gesichtspunkt der christlichen Klugheit. Zweitens weist er darauf hin, daß die Obrigkeit die Gerechtigkeit handhabt, also sittliche Zwecke verfolgt, ihre Thätigkeit somit dem Reiche Gottes zu gute kommt. Aus diesen beiden Gründen folgert er, daß die Unterordnung unter die Obrigkeit Gottes Wille sei, dem man zu folgen hätte. Es leuchtet ein, daß der erste Grund nur in Verbindung mit dem zweiten die Pflicht der Unterthänigkeit begründen kann. Wollte die Obrigkeit den Weg der Ungerechtigkeit gehen, so dürfte der Christ gerade um Christi willen nicht gehorchen, und es würde der Fall eintreten, wo es heißt: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen (Apostelgesch. 5, 29). Wenn deshalb auch der schuldigen Ehrerbietung gegen den König nichts abgebrochen zu werden braucht, so ergiebt sich doch, daß hier nicht die Meinung ist, als seien die Fürsten schlechthin Stellvertreter Gottes auf Erden.

Paulus geht einen Schritt weiter. Er erklärt positiv, daß die bestehende Obrigkeit selbst eine Ordnung Gottes sei. Darum fordert er Gehorsam um des Gewissens willen (Röm. 13, 1—7). Es scheint, daß die alte Kirche Bedenken getragen hat, diese Gedanken den Gemeinden allzu eindringlich zu predigen. Denn während die vorhergehenden und nachfolgenden Abschnitte des Römerbriefes als Epistelperikopen für die Epiphaniaszeit verwendet worden sind, ist dieser Abschnitt übergangen. Vielleicht ist es auch heute noch manchem reichlich viel gethan, wie hier die Obrigkeit mit Gott gleich gesetzt wird. Wenigstens hat 1887 ein welfisch gesinnter Geistlicher in der Provinz Hannover (wo der Abschnitt mit zur Epistel des vierten Sonntags nach Epiphanias gezogen ist) unmittelbar vor der Reichstagswahl

sich nicht entschließen können, über diesen ihm verordneten Text zu predigen. Die Stelle will nun allerdings nach mehreren Seiten gegen Mißverständnisse geschützt sein. Die Ausführungen machen den Eindruck, als ob sie ganz allgemeine, unbeschränkte Geltung haben sollten. Die Obrigkeit würde demnach unter allen Umständen als Stellvertreterin Gottes und jedes Widerstreben gegen sie als Widersetzlichkeit gegen Gott anzusehn sein. Allein jeder kann es an sich selbst beobachten, wie gern man das als allgemeingiltig hinstellt, was im besondern Falle unbedingte Geltung haben soll. Wenn eine Hausfrau darüber klagt, daß es mit den Dienstboten heutzutage nicht mehr auszuhalten sei, so will sie im Grunde nur dem Gedanken einen entschiednen Ausdruck geben, daß sie es mit ihren Dienstboten nicht mehr aushalten könne. Sie würde es aber mit Recht sehr übel aufnehmen, wenn man den Ausdruck pressen und als einen Beweis von Unwahrhaftigkeit nehmen wollte. Er ist nichts weiter als eine besondre Art der Steigerung, zwar nicht immer genau, aber doch auch nicht willkürlich. Allem Denken wohnt der Trieb inne, zu verallgemeinern. Diese Neigung zur Verallgemeinerung wird aber besonders stark sein, wenn es sich um Vorhaltungen handelt, durch die man auf das praktische Verhalten einzuwirken sucht. Das ist hier der Fall. Paulus will die Gemeinde zu Rom eindringlich zur Botmäßigkeit ermahnen, weil ihr jedenfalls eine solche Mahnung besonders not that. Also die Form des allgemeinen Urteils braucht nicht notwendig die Absicht eines solchen einzuschließen.

Aber auch wenn diese behauptet werden müßte, so würde man doch nicht leugnen können, daß Paulus sein Urteil an der römischen Obrigkeit gebildet hat, denn eine andre konnte für ihn kaum in Betracht kommen. Nun entsteht ein allgemeines Urteil so, daß die gemeinsamen Merkmale der einzelnen Erscheinungen festgestellt und zusammengefaßt werden. Und hierbei lassen wir uns vornehmlich durch die Merkmale der Erscheinung leiten, die für unser Gefühl den größten Wert hat. Wenn ein Christ ein Urteil über die Religion im allgemeinen fällt, so wird es immer christlich gefärbt sein. Ein allgemeines Urteil verleugnet eben niemals ganz den Boden, auf dem es erwachsen ist. Demnach würde das Urteil des Paulus über die Obrigkeit doch immer unter dem Gesichtspunkte der römischen Obrigkeit zu verstehn sein, und die Geltung des Urteils würde sich in dem Maße verringern, als eine Obrigkeit sich in ihrem Wesen von der römischen entfernte. Was aber dem Paulus an der römischen Obrigkeit als wesentlich und wertvoll erschienen ist und ihn zu seinem günstigen Urteil mitbestimmt hat, ist die Fürsorge für das Wohl der Staatsbürger und die Ordnung des Staates, namentlich die Rechtspflege. Es ist dagegen höchst zweifelhaft, ob Paulus zu einer so hohen, religiösen Würdigung der Obrigkeit gekommen wäre, wenn er etwa unter der Willkürherrschaft eines asiatischen Despoten geschrieben hätte. Die Art einer Obrigkeit kommt doch für Urteil und Verhalten immerhin sehr in Betracht.

Hiermit ist natürlich nicht die Form der Staatsverfassung gemeint, denn wenn keine Obrigkeit ist, ohne von Gott, so gilt das von der Republik nicht minder als von der Monarchie. Die religiöse Beurteilung beschränkt sich auch nicht auf die Spitze der Regierung, als ob in einem monarchischen Staate etwa nur der König darauf Anspruch hätte, seine Macht von Gott abzuleiten. Denn wenn Paulus von verschiednen Obrigkeiten redet, so will er darunter nicht die mannigfachen Regierungsformen der einzelnen Staaten verstanden wissen, sondern er meint damit die nach Arten und Stufen gegliederte Obrigkeit des römischen Reiches. Mit welchem Organ dieser Obrigkeit die Christen es auch zu thun haben mögen, sie sollen sich jedem unterthänig erweisen. Denn jedes ist von Gott geordnet, sodaß selbst der Steuereinnehmer ein Beamter Gottes ist. Es ist also nicht die Meinung des Paulus, daß etwa die untergeordneten Obrigkeiten ihre Machtvollkommenheit vom König hätten. Vom Standpunkte des Rechts mag das zutreffen, aber wenn man derartige natürliche Maßstäbe anlegen will, so möchte mancher König seine obrigkeitliche Stellung schließlich der rücksichtslosen Gewalt verdanken, die seine Vorfahren angewendet haben. Das Urteil des Glaubens lautet anders. Wie es überhaupt die Art des

Glaubens ist — im Unterschied von dem verstandesmäßigen Welterkennen —, alle Erscheinungen mit Uebergehung der Mittelglieder unmittelbar auf Gott zurückzuführen, so leitet er alle obrigkeitliche Gewalt, auch die untergeordnete, unmittelbar von Gott ab.

Auf den ersten Blick scheint es, als ob die Ausführungen des Paulus unbeschränkte Geltung beanspruchten. Im Vorigen ist versucht worden, diesen scheinbar unbeschränkten Geltungsbereich durch einige psychologische Erwägungen zu begrenzen. Dies wird sicherlich mancher ablehnen. Die Einschränkung wird aber auf keinen Fall abzuweisen sein, daß man unter Umständen Gott mehr gehorchen muß als den Menschen, nämlich dann, wenn sie von uns fordert, daß wir Unrecht thun. Wenn auch die staatliche Obrigkeit religiös beurteilt werden kann und soll, so fallen deshalb doch nicht Religion und Staat, Obrigkeit und Gott schlechthin zusammen. „Die richtige Zusammenfassung zwischen Gehorsam gegen den Staat und gegen Gott erfolgt nur, wenn man der richtigen Unterscheidung derselben mächtig ist."

Unser Staatswesen verträgt nun mindestens dieselbe Höhe sittlicher Beurteilung wie das römische, und der Vorsehungsglaube ist auch bei uns noch der gleiche wie bei Paulus: so könnte es scheinen, als ob auch wir noch dieselbe unbedingte Unterthänigkeit gegen die Obrigkeit zu üben hätten, die Paulus von den Römern fordert. Aber hier ist nun, und das giebt den Ausschlag, darauf hinzuweisen, daß Paulus nicht den konstitutionellen Staat der Gegenwart vor Augen hat. Es liegt auf der Hand, daß in einem solchen die Stellung zur Obrigkeit wesentlich verändert wird. Hier übt nämlich das Volk durch seine Vertreter selbst einen Teil der obrigkeitlichen Gewalt aus. Allerdings hat Stöcker in der jüngsten preußischen Generalsynode dagegen Widerspruch erhoben, daß die Volksvertretung zur Obrigkeit im Sinne des Paulus gerechnet würde. Aber einen stichhaltigen Grund hat er dafür nicht angegeben, hätte auch schwerlich einen gefunden. Denn daß die Vertretung vom Volke gewählt ist, ist so wenig ein Hindernis für die religiöse Beurteilung wie für die religiöse Beurteilung der Fürstengewalt deren geschichtliche Entstehung.

In einem konstitutionellen Staate bedarf der Wille des Fürsten, um verwirklicht zu werden, der Zustimmung der Volksvertretung oder in letzter Linie des Volkes. Daraus folgt von selbst, daß die Willensäußerungen des Fürsten nicht etwa wie vorgeblich beim Papste unfehlbar sind. Das Volk hat das Recht wie die Pflicht, sie zu beurteilen und sich zustimmend oder ablehnend zu entscheiden. Man muß deshalb Widerspruch erheben, wenn versucht wird — seis auch in wohlmeinender Weise — mit religiösen Gründen die freie Entschließung des Volkes zu hemmen. Ich denke dabei wieder an die vorhin erwähnte Reichstagswahl. Damals habe ich einen andern Geistlichen den Text aus dem Römerbrief etwa so auslegen hören: Es ist um des Gewissens willen Pflicht gegen Gott, der Obrigkeit Steuern zu zahlen. Nun fordert die Obrigkeit zu Militärzwecken, d. h. zum Schutz des Volkes, solche Steuern. Also muß ein rechter Christ den Abgeordneten wählen, der bereit ist, die Steuern zu bewilligen. Die Predigt war sehr wirkungsvoll, aber doch verkehrt. Denn es handelte sich eben darum, die Obrigkeit — wenigstens den einen Teil derselben — erst zu schaffen, und die gesamte Obrigkeit, Landesfürst und Volksvertretung, hatte dann zu beschließen, ob und in welchem Umfange die religiöse Pflicht der Steuerzahlung eintreten sollte. Und da das Volk durch seine Wahl selbst Einfluß auf die Festsetzung der Steuer hatte, so lag es zum Teil in seiner eignen Entschließung, sich jene religiöse Pflicht aufzulegen. Mit andern Worten, die Wähler mußten sich auf Grund sachlicher Erwägungen über die Notwendigkeit der Steuer klar werden und das durch solche Ueberlegung gebotene Verhalten als eine religiöse Pflicht anerkennen. Denn was zum Zweck des Guten nach den Umständen erforderlich ist, gilt dem Glauben als Gottes Wille.

Unter diesem Gesichtspunkte war auch des Kaisers viel bemerkte Rede vor den Brandenburgern zu würdigen. Wenn er der Ueberzeugung ist, sein Weg sei ihm vom Himmel vorgeschrieben, so wird ihm das kein Christ verdenken. Und es

ist durchaus verständlich, wenn er demgemäß wünscht, daß sein Volk ihm auf diesem Wege folge. Auch daß er glaubt, er werde sein Volk auf diesem Wege herrlichen Zielen entgegen führen, ehrt nur sein Gottvertraun. Und, wenn mans recht versteht, führen ja auch alle Wege, die Gott einschlägt, zu einem herrlichen Ziel. Aber doch bedürfen die Worte, sofern sie sich auf den Glauben gründen, einer nähern Bestimmung. Denn die Verheißung irdischer Herrlichkeit hat der Glaube nicht. Das Judentum hat sich in solchen Träumen gewiegt und ist enttäuscht worden. Der Glaube weiß nur von einem Reiche, das unzweifelhaft herrlichen Zielen entgegen geführt wird, das ist das Gottesreich. Und von Gottes wegen können einzelne Personen wie ganze Völker nur solcher herrlichen Ziele gewiß sein, die von der Art des Gottesreiches sind. Die mögen aber vielleicht aller weltlichen Herrlichkeit entbehren und mögen auf Wegen erreicht werden, die dem Patriotismus wenig gefallen. Denn zu den Zielen, die der Glaube schaut, geht es meist durch Trübsal hindurch. Also wenn wir überzeugt sind, daß Gott es mit unserm Volke gut meint, so sind wir deshalb durchaus nicht befugt, anzunehmen, daß er uns auf einem Wege glänzender Machtentfaltung, herrlicher Erfolge führen werde. Vielleicht hat Gott es niemals besser mit Preußen gemeint als bei Jena und Auerstädt. Aus jenen Tagen der Demütigung ist die Kraft des Glaubens und die sittliche Tüchtigkeit erwachsen, die nachher allerdings auch politische Erfolge errungen haben. Auch in der Weltgeschichte sind die Kreuzeswege doch immer die gesegnetsten gewesen.

Ebenso sehr aber, wie der Kaiser überzeugt sein muß, sein nach reiflicher Erwägung eingeschlagner Weg sei ihm vom Himmel vorgeschrieben, muß auch jeder andre Mann, der an der Gesetzgebung beteiligt ist, diese Ueberzeugung haben. So ist es möglich, daß zwei entgegengesetzte Wege beide auf den Willen Gottes zurückgeführt werden, und in solchem Falle muß natürlich der eine — wenn nicht beide — falsch sein. Ein Irrtum des Glaubens über Gottes Absichten ist eben niemals ausgeschlossen. Aber gleichwohl muß jeder seinen Weg weiter gehen, denn wie man nur mit seinen eignen Augen sehn kann, so kann man auch nur nach seinem eignen Gewissen handeln. Wenn also der Kaiser uns auffordert, ihm auf seinem Wege zu folgen, und diese Aufforderung damit begründet, daß sein Weg ihm vom Himmel vorgeschrieben sei, so müssen wir für den Fall, daß wir andre Wege für zweckmäßiger halten, in aller Ehrerbietung als ehrliche Christen erwiedern, daß wir für unsre Wege derselben Leitung Gottes gewiß seien wie Seine Majestät. Denn daß ein Fürst in besondrer Weise von Gott inspirirt wäre, können wir nicht zugeben. Trotzdem wäre es undenkbar, daß wir uns jemals einer Majestätsbeleidigung schuldig machen könnten, denn als Christen beleidigen wir überhaupt niemand, geben vielmehr jedermann die Ehre, die ihm gebührt.

Es könnte scheinen, daß die vorstehenden Ausführungen sich mit der Lehre der Reformatoren (vgl. Conf. Aug. XXVIII, 4; Apol. XVI, 55. 57. 58; XXI, 44; Cat. maj. I, 107. 141; IV, 61 f.; Art. Smalc. 54) in Widerspruch setzen. Namentlich ein Wort Luthers aus dem großen Katechismus klingt so, als ob es geradezu gegen sie geschrieben wäre:

> Die Schwärmergeister sind so verblendet, daß sie Gottes Wort und Gebot nicht sehn und die Obrigkeit nicht weiter ansehn denn als einen andern Menschen. Da ist ein heimlicher, aufrührischer Teufel, der gern die Krone von der Oberkeit reißen wollt, daß man sie darnach mit Füßen trete.

Nun, uns verlangt nach nichts weniger als darnach. Wir wünschen uns im Gegenteil eine möglichst starke und thatkräftige Regierung, und zwar eine monarchische. Aber doch wollen die Ansichten der Reformatoren auf die heutigen Verhältnisse nicht recht mehr passen. Die Reformatoren fordern, daß man die Obrigkeit mit frommer Scheu verehren solle. Sie gilt als die höchste Wohlthat Gottes auf Erden. Die Könige sind gleichsam Gottes Statthalter, daher die vornehmsten Glieder der Kirche. Diese Wertschätzung gründet sich auf Gottes Wort. Daneben aber sind noch zwei besondre Beweggründe wirksam. Einerseits nämlich wird darauf hingewiesen, daß die Fürsten die weltlichen Angelegenheiten ordnen und für ein bürgerliches Wohlverhalten (justitia civilis) sorgen. Hierauf legen die Re-

formatoren bekanntlich ein großes Gewicht. Denn sie hatten ja das bürgerliche Leben gegen den Anspruch mönchischer Vollkommenheit zu verteidigen und für die Bethätigung echt christlicher Vollkommenheit wieder zu erobern. Daneben verschlossen sie sich der Erkenntnis nicht, daß die bürgerliche Rechtschaffenheit von hohem erziehlichen Wert für das Reich Gottes ist. Andrerseits nehmen sie Rücksicht darauf, daß die Fürsten eine hohe Bedeutung für die Kirche haben. Ihre Aufgabe in dieser Beziehung wird darin gefunden, daß sie das Evangelium schützen und Gottes Ehre fördern sollen. Auch dieser Gesichtspunkt war für die Reformatoren höchst wichtig. Wir verstehn das leicht, wenn wir uns nur vergegenwärtigen, welchen Widerstand die Reformation vom Kaiser und welche Förderung sie von den evangelischen Fürsten erfahren hat.

Es ist deshalb durchaus verständlich, wenn die Reformatoren die Bedeutung der Obrigkeit so hoch anschlagen und alles thun, um ihre Stellung zu erhöhn und zu befestigen. Für diese Beurteilungsweise ist aber ein Doppeltes zu beachten. Erstens ist es eine Errungenschaft der Reformation, jeden Beruf als eine Berufung Gottes anzusehn. Der Beruf des Fürsten ist also nur dem Umfang, nicht der Art nach von andern Berufen verschieden. Zweitens sagen sie, daß wir uns der Obrigkeit als einer Ordnung Gottes ebenso unterwerfen sollen, wie wir dem Lauf der Natur als einer Ordnung Gottes unterworfen sind. Dadurch wird die Obrigkeit in den gesetzmäßigen Zusammenhang des Weltverlaufs eingegliedert, und für eine gewissermaßen mystische Einwohnung Gottes in den Fürsten, wie sie augenblicklich hie und da in den Köpfen zu spuken scheint, bleibt kein Raum. Daß wir uns aber gleichwohl nicht ganz so zur Obrigkeit zu stellen vermögen wie die Reformatoren, hat wieder darin seinen Grund, daß wir in einem konstitutionellen Staate leben, wo das Volk an der Entwicklung des Staatslebens selbstthätigen Anteil nimmt. Luther sagt im großen Katechismus, alle Autorität leite sich aus der Autorität der Eltern ab. Nun, wenn die Kinder herangewachsen und selbständig geworden sind, erweisen sie ihren Eltern zwar nach wie vor die gebührende Ehrerbietung, aber sie beanspruchen doch, daß ihr Wort im Rate der Familie zur Geltung komme. Nicht anders ist es jetzt im Staate. Die patriarchalischen Zeiten sind nach menschlichem Ermessen unwiederbringlich dahin. H-Zw

William Carey

In den Missionsversammlungen, die bei Gelegenheit der diesjährigen Maimeetings in London gehalten wurden, ist wohl kein Name öfter und ehrender genannt worden, als der des großen Baptistenmissionars, der gerade vor hundert Jahren die erste Begeisterung für die Heidenmission in seinem Vaterlande weckte. Obwohl er ein Dissenter war, erkennt man doch auch in den staatskirchlichen Missionskreisen seine Bedeutung als Bahnbrecher für das Missionsjahrhundert, an dessen Ende wir stehen, bereitwillig an. Am meisten wird natürlich sein Name von der baptistischen Missionsgesellschaft gefeiert, deren Begründer er war. Sie veranstaltete vom 31. Mai bis 3. Juni große Festlichkeiten in Nottingham, Leicester und Kettering, wo am Ende des vorigen Jahrhunderts ihre Wiege gestanden hat; in London aber stehen noch die Hauptversammlungen am 4. und 5. Oktober bevor. Um aus der Begeisterung des Jubeljahrs auch einen praktischen Nutzen zu ziehen, sammelte die Gesellschaft neben den laufenden Jahresbeiträgen noch einen Fonds von zwei Millionen Mark, mit dessen Hilfe die ohnedies weitverzweigte Missionsthätigkeit in Westafrika, Indien und Japan wesentlich verstärkt werden soll. In der That wird sie das Andenken ihres großen Begründers nicht besser ehren können, als durch neue begeisterte Unternehmungen.

Man hört Carey zuweilen von überschwänglichen Lobrednern in England als den Bahnbrecher des Missionsgedankens in der evangelischen Kirche rühmen. Das ist aber zu viel gesagt. Es werden dabei Männer wie A. H. Francke und die Sendboten der lutherischen Kirche, die er nach Südindien ausgesandt hat, ganz vergessen. Die Anfänge der dortigen Tamulenmission gehen bekanntlich bis ins Jahr 1706 zurück. Auch die Brüdergemeine hat schon im vorigen Jahrhundert Heidenmission getrieben. Sie schickte ihre ersten Brüder 1732 nach Westindien und 1733 nach Grönland. Der deutschen evangelischen Kirche gebührt also der Ruhm, den Missionsbefehl Christi zuerst begriffen und befolgt zu haben. Trotzdem aber bleibt Careys Ruhm noch immer groß genug. Die ganze englische Kirche verdankt ihm die Anregung zu ihren großartigen Missionsleistungen im gegenwärtigen Jahrhundert; und wir können uns ihr getrost anschließen, wenn sie es bei der Jubiläumsfeier für den großen Mann an Lobsprüchen und Anerkennungen nicht fehlen läßt. Auch die deutschen Missionskreise haben ja in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erst durch den von England herübergekommenen Wellenschlag wieder eine neue Bewegung erhalten. Nachdem in dem Jahrzehnt von 1790 bis 1800, dem Vorgange der Baptisten folgend, verschiedne Kirchengemeinschaften in England Missionsgesellschaften gegründet hatten, entstand zum guten Teile durch diese Anregung 1816 das Missionshaus in Basel, und von dort her kam in den dreißiger Jahren der erste Anstoß zur Gründung der jetzigen Leipziger Mission nach Dresden.

Careys erstes Auftreten im Jahre 1792 fiel in eine Zeit, wo die oben erwähnten ersten evangelischen Missionsunternehmungen ein überaus kümmerliches Dasein fristeten. In Deutschland herrschte der Rationalismus. Was dieser im Ertöten des geistlichen Lebens geleistet hat, ist bekannt. Daß der Missionsgedanke keine Förderung von ihm zu erwarten hatte, liegt auf der Hand. Charakteristisch für seine in dieser Hinsicht eher zerstörende als aufbauende Wirksamkeit ist jene Strophe aus Schillers Göttern Griechenlands, wo der Dichter schließlich wehmütig klagt: „Einen zu bereichern unter allen mußte diese Götterwelt vergehn." Kein Wunder, daß unter dem Wehen dieses Geistes die Quellen der alten lutherischen Mission in Halle versiegten, und daß selbst die Brüdergemeine eine längere Reihe von Jahren hindurch sehr wenig für die Bekehrung der Heiden that. Dieser Bann, der über unsrer Kirche lag, wurde von einem kleinen Orte Nordenglands aus durch William Carey gebrochen.

Es war ein unscheinbarer Kreis, in dem die ersten zündenden Worte fielen. Die Baptisten hielten im Frühjahr 1792 eine Versammlung in Nottingham, bei der die Predigt dem bis dahin in weitern Kreisen ganz unbekannten Carey zugewiesen war. Er sprach in ergreifender Weise über Jes. 54, 2 f. Mit einer Beredsamkeit, deren Stärke in der Begeisterung des Redners lag, entwickelte er die beiden Grundgedanken seiner Predigt: „Erwarte große Dinge von Gott!" und „Unternimm große Dinge für Gott!" Der Erfolg blieb nicht aus: noch im Oktober desselben Jahres entstand die Baptistische Missionsgesellschaft, und Carey, der die großen Worte gesprochen, zeigte sich auch als ein Mann der That. Er ließ sich im Frühjahr 1793 als Missionar nach Ostindien senden.

Aber wer war dieser Carey, und welche Vorbildung hatte er genossen? Seine bisherige Lebensgeschichte war, wenn man sie äußerlich ansah, kaum geeignet, besonders große Dinge von ihm erwarten zu lassen. In einem einfachen Schulhause Nordenglands hatte seine Wiege gestanden. Sein Vater war arm und konnte deswegen außer seinem eignen Unterricht nicht viel an die Erziehung des Sohnes wenden. Nach Beendigung der Schulzeit wurde William zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben. In diesem Beruf ist er geblieben, bis er nach Indien ging. Kaum zwanzig Jahre alt verheiratete er sich, wohl mehr aus Geschäftsrücksichten als aus Neigung, mit der Witwe seines frühern Meisters. Den goldnen Boden seines Handwerks hat er aber nicht gefunden, so fleißig er auch am Tage in der Schuhflickerei und des Abends beim Austragen der fertigen Waren zu den Kunden war.

Wer damals einen Einblick in sein inneres Leben thun durfte, mußte freilich bald merken, daß hinter der unscheinbaren Hülle ein Geist mit Adlerschwingen verborgen war. Eine Karte, die in der Werkstätte hing, verriet einigermaßen die Richtung seiner Gedanken. Er hatte sich selbst in der allereinfachsten Weise eine Weltkarte gezeichnet, von der in stillen Stunden sein Auge immer wieder angezogen wurde. Die Reisebeschreibungen des Weltumseglers Cook hatten es ihm angethan und ihn auf

die Heidenvölker mit ihrem Elend hingewiesen. Daß sich das so geweckte Interesse nicht auf die geographische oder ethnographische Betrachtungsweise beschränkte, dafür sorgte seine Verbindung mit den erweckten Kreisen der Baptisten, zu denen er als Jüngling übergegangen war, und bei denen er bald neben seinem Handwerk die Stelle eines Predigers und Schulmeisters angenommen hatte. In diesen einfachen Verhältnissen lag der Nährboden, auf dem Careys Missionsgedanken und der begeisterte Entschluß, selbst in die Arbeit der Heidenbekehrung einzutreten, erwachsen war.

Der Ausführung seiner weitschauenden Pläne stellten sich allerdings auf Schritt und Tritt schwere Hindernisse entgegen. Man muß bedenken, daß es in seiner Umgebung noch ein unerhörtes Ding war, Heidenmission treiben zu wollen. Als Carey einst in einer Versammlung baptistischer Prediger und Lehrer, wo es jedem freistand, ein Thema zur Besprechung zu stellen, die Frage in Anregung brachte, ob man nicht auch den Heiden das Evangelium bringen sollte, wies ihn der betagte Vorsitzende mit den bezeichnenden Worten ab: „Setzen Sie sich, junger Mann; wenn Gott die Heiden bekehren will, so wird er es ohne Sie und mich thun!“ Erst seine berühmte Predigt in Nottingham stimmte diesen Kreis um. Neue Schwierigkeiten erhoben die Familienangehörigen. Als der Vater von seinen indischen Plänen Kenntnis erhielt, rief er aus: „William ist wohl verrückt geworden?“ Da kostete es dem Sohn viel Ueberredungskunst, dem frommen Alten den in ihm schlummernden Missionstrieb verständlich zu machen. Noch viel schwerer war Careys Frau mit seinen Plänen auszusöhnen. Sie weigerte sich erst ganz entschieden, ihrem Manne zu folgen, und als sie es schließlich doch that, wurde sie in Indien viele Jahre lang ein schweres Hemmnis für den arbeitsfreudigen Mann. Später fiel sie gar dem Irrsinn zum Opfer und machte dem treuen Gatten unendliche Not.

Neben diesen Hindernissen im engern Kreise stand im Anfange von Careys Missionsthätigkeit ein andres, für das unsre Zeit glücklicherweise allmählich das Verständnis verliert: die Mißgunst der englischen Machthaber in Indien. Als er im Begriffe war, sich mit seinem Genossen nach Indien einzuschiffen, kam ihnen diese bereits in empfindlicher Weise zum Bewußtsein. Wer damals mit einem englischen Schiffe nach Ostindien reisen wollte, mußte einen Paß der britisch-ostindischen Handelsgesellschaft vorzeigen. Solche Pässe aber waren für die Missionare nicht zu beschaffen. Der Krämergeist der Kompagnie fürchtete einen Nachteil fürs Geschäft, wenn die Indier etwa von den Predigten christlicher Glaubensboten aufgeregt würden. Nach einigem Warten fand sich ein dänischer Kapitän bereit, die harmlosen Indienfahrer mitzunehmen. Das Mißtrauen und der Widerstand von seiten der Kompagnie war damit freilich nicht gebrochen. In ihm lag der hauptsächlichste Grund, daß sich Carey und die ihm nachgeschickten Genossen später nicht in dem englischen Kalkutta dauernd niederlassen konnten, sondern in dem benachbarten dänischen Sirampur ihren Wohnsitz aufschlugen. Doch auch ehe es dazu kam, mußten Carey und der mit ihm gegangne Thomas noch eine Schwierigkeit überwinden, die heutigentages ebenfalls zu den Seltenheiten gehören dürfte. Die Freunde in der Heimat konnten schon nach kurzer Zeit nicht mehr die nötigen Mittel zur Unterhaltung der Mission beschaffen. Man hatte noch keine rechte Vorstellung davon gehabt, was eine indische Mission für Geldkosten verursacht. So stellte sich der empfindlichste Mangel ein. Aber auch hierdurch ließ sich der tapfere Bahnbrecher nicht entmutigen. Er fand einen freundlichen Landsmann, der im Gangesthale große Indigoplantagen besaß. Von ihm wurden die Missionare als Aufseher über die indischen Arbeiter angestellt, und wenn diese Beschäftigung auch kein Idealzustand für sie war, so kamen sie dabei doch mit den Eingebornen auf leichte und ungezwungne Weise in Berührung, konnten die Landessprache erlernen, mit der Zeit Ansprachen an ihre Untergebnen halten und — verdienten sich ihr tägliches Brot.

So war der mühe- und sorgenvolle Anfang von Careys Missionsthätigkeit geartet. Ueber die Schwierigkeiten, die man sonst noch in der indischen Mission findet, das Klima, die Bewältigung der Sprache, den hindernden Kastengeist und ähnliche Dinge, gehen wir ganz hinweg, weil das Dinge sind, mit denen jeder indische Missionar zu rechnen hat. Es sollten nur die besondern Schwierigkeiten gezeigt werden, die sich unserm Carey entgegenstellten, und von denen ein guter Teil darauf zurückzuführen ist, daß er eben ein Pfadfinder in der Heidenmission war.

So sehr ihn auch einige von den obenerwähnten Dingen beschwert haben mögen, er erlahmte niemals unter der Last, die besonders im Anfange seines indischen Aufenthalts auf ihn gelegt wurde. Die Errungenschaften, die seine Missionsgesellschaft oder, besser gesagt, die ganze evangelische Mission in Indien ihm verdankt, erfüllen uns geradezu mit Bewunderung für den großen Mann. Seine Stärke lag nicht auf der Seite, wo wir gewöhnlich die Leistungen eines fleißigen Missionars suchen: im Gewinnen von einzelnen Seelen durch Heidenpredigt und Taufunterricht, sowie in der der Taufe nachfolgenden unablässigen Seelsorge. Er hat es an seinem Teile auch in diesen Stücken nicht fehlen lassen. Aber seine besondre Begabung für andre Dinge ließ ihn in diesem Punkte hinter manchem seiner sehr tüchtigen Freunde, unter denen sich Marshmann und Ward besonders auszeichneten, zurücktreten. Schon eher kann das als ein charakteristisches Merkmal von Careys Wirksamkeit bezeichnet werden, daß er in kräftiger Weise den christlich-humanen Gedanken in Nordindien zum Siege verhalf. Die nahen Beziehungen, die er in den spätern Jahren zu den englischen Regierungsbeamten unterhielt, befähigten ihn in hervorragender Weise zu einer Beeinflussung der öffentlichen Meinung in diesem Sinne. Und er war ganz der Mann, eine solche Gelegenheit für seine christlichen Zwecke auszunutzen. Ihm ist es hauptsächlich zu danken, daß die Witwenverbrennungen und das Opfern der neugebornen Mädchen im Gangesstrom durch Gesetz verboten wurden. Die anfangs in religiöser Hinsicht vollkommen gleichgiltigen englischen Beamten haben sich schließlich in vielen Fällen willfährig gezeigt, dem Christentum freie Bahn zu verschaffen; und das war fast immer Careys Verdienst.

Am berühmtesten ist er aber erst als Sprachforscher und Bibelübersetzer geworden. Professor Max Müller, unsre größte Autorität auf dem Gebiete der indischen Sprachen, hat ihm das ehrende Zeugnis ausgestellt, daß er die ersten Pfade in dem Urwalde der altindischen Litteratur gewiesen habe. Er bemeisterte unglaublich schnell und leicht die schweren indischen Idiome. Alles aber, was er hierbei erarbeitete, mußte seinen Missionszwecken dienen. Er war im Uebersetzen der Bibel unermüdlich. Im ganzen hat er 28 Bibelübersetzungen geliefert, von der gesamten Bibel 7 und vom Neuen Testament 21. Daß er auch alle diese Schriftwerke selbst druckte, zum Teil mit eigner Hand, soll nur im Vorübergehen erwähnt werden. Seine eminente Sprachfertigkeit brachte der Mission auch indirekt großen Nutzen. Als der edle Lord Wellesley, der um die Wende des Jahrhunderts Generalgouverneur in Ostindien war, zur Verbesserung der englischen Beamtenverhältnisse eine Hochschule in Kalkutta errichtete, fand er keinen geeignetern Mann, die jungen englischen Beamten im Bengalischen zu unterrichten, als unsern Carey. Diese Verbindung hat nicht nur der Mission eine willkommene finanzielle Unterstützung gebracht, noch viel wertvoller war der Einfluß, den der zielbewußte Missionar auf das kommende Geschlecht der indischen Beamten erlangte.

Nach vierzigjähriger Arbeit im heißen Indien ist Carey 1834 in Sirampur gestorben und begraben worden. Er erschien in seinem spätern Alter, von dem er so gut wie gar nicht gebeugt wurde, den neu ankommenden Missionaren als eine ehrwürdige, apostolische Erscheinung. Ein Londoner Missionar, der ihn einmal besuchte, hat uns ein schönes Bild von seinen letzten Lebenstagen gezeichnet; er schrieb: „Carey saß dicht am Schreibpult bei seiner Arbeit; seine Augen waren geschlossen und die Hände ineinander gelegt. Auf seinem Pult lag der Korrekturbogen vom letzten Kapitel des Neuen Testaments, welchen er kurz vorher durchgesehen hatte. Seine Erscheinung, wie er so dasaß mit den weichen, weißen Locken um die ehrwürdige Stirn, mit dem milden farblosen Gesicht, erfüllte mich mit einer gewissen heiligen Scheu; er schien auf die Vorladung seines Herrn zu lauschen und auf die Abreise zu harren.“

Der Begräbnistag gab seinen vielen Verehrern, Freunden und Schülern noch einmal Gelegenheit, der Dankbarkeit gegen den trefflichen Mann Ausdruck zu verleihen. Der Generalgouverneur von Kalkutta sandte einen Vertreter; der dänische Befehlshaber in Sirampur ließ Halbmast flaggen, wie wenn ein Würdenträger in der Kolonie gestorben ist; zahlreiche Hindus und Muhammedaner säumten den Weg ein — Carey war ihnen allen lieb und wert gewesen. Am Grabe aber sprach sein Freund Marshmann über den von dem Entschlafenen selbst gewählten Spruch: „Aus Gnaden seid ihr selig geworden.“ P

Graf Adelbert von der Recke-Volmerstein

Am 28. Mai des vorigen Jahres waren hundert Jahre vergangen, seit auf dem Schlosse Overdyk bei Bochum in Westfalen dem Grafen Philipp von der Recke-Volmerstein und seiner Gemahlin Louise geb. Reichsfreiin von der Recke ein Söhnlein geboren wurde, das in der heiligen Taufe den Namen Adelbert empfing. Es war eine armselige, glaubenslose Zeit, in der man sich von dem düstern Dämmerschein hoher menschlicher Weisheit blenden ließ; aber, Gott Lob, unser Adelbert hatte Eltern, die mit unverdroßner Treue an der göttlichen Thorheit festhielten, die arme Sünder selig macht. Zur Zeit der französischen Revolution bethätigte sein Vater diese christliche Gesinnung durch die Gründung eines Schullehrerseminars, an dessen Spitze der nachmals so berühmte Pädagog Dr. Wilberg, der „Nestor der rheinländischen Schulmänner,“ stand.

In die Fußstapfen seines Vaters trat nun auch Graf Adelbert, der seinem Namen durch sein Leben als ein rechter Edelmann durchaus Ehre machte; er gehörte zu den wenigen Edlen nach dem Fleisch, die Gott sich erwählt hat. Seinem Herzenswunsch gab er unter Anspielung auf seinen Namen in poetischer Form — er bediente sich ihrer sehr häufig — folgenden Ausdruck:

Ein tapfrer Recke möcht ich sein,
Von allen Sünden völlig rein;
Des grimmgen Teufels Heer
Zu steuern ich begehr,
Damit sein Reich vergehe
Und ich es fallen sehe!

So kämpf ich denn darauf
In mutig schnellem Lauf;
Von oben kommt die Kraft,
Die Siegeskronen schafft.
So kämpfe, Recke, weiter
Im Mute gläubig, heiter.

Er ist ein guter Streiter Christi geworden, dem der Herr die Waffen selbst in die Hand gegeben hat.

Zur Zeit der Befreiungskriege trat die „innere Mission“ zum erstenmale auf den Plan; mit der mannichfachen Not der damaligen Zeit wurde auch der Kampf gegen sie geboren, und in diesem Kampfe stand Graf Recke in der vordersten Reihe. Die Scharen von Waisenkindern, die bettelnd und heruntergekommen durch die Lande zogen, riefen ihn zu thatkräftiger Hilfe auf; er beschloß zuerst, diese hilfsbedürftigen jugendlichen Vagabunden in Familien unterzubringen, und nahm selbst seit 1816 ihrer etliche mit Erlaubnis seines Vaters ins Schloß. Doch bald kam er von dieser Art ab, da die Kinder Krankheiten des Leibes und, was schlimmer war, der Seele in die Familien einschleppten. So sah sich der Graf genötigt, die erste Rettungsanstalt einzurichten; sein Vater überließ ihm für diesen Zweck das ehemalige Seminargebäude. Unterstützt durch die von ihm ins Leben gerufne „Gesellschaft der Menschenfreunde“ konnte er am Abend des 19. Novembers 1819 in aller Stille mit dem Lehrer, der Haushälterin und drei Zöglingen (Theodor Bloor, Ferdinand Schönlau und Wilhelmine Schöler) darein einziehen und das seit der französischen Okkupation zu einem wüsten Wirtshaus herabgesunkne Gebäude in eine Stätte der rettenden Liebe umwandeln. Im ersten Jahre wuchs die Zahl der Pfleglinge bereits auf 44, und bis 1822 fanden schon 130 Kinder Aufnahme; auch eine Tochteranstalt in Aschersleben, die unter der treuen Leitung Hoyers rasch aufblühte, wurde bald abgezweigt.

Die helfende Liebe der Mitmenschen bethätigte sich in der verschiedensten Weise. König Friedrich Wilhelm III. verlieh der Gesellschaft der Menschenfreunde Portofreiheit; an vielen Orten traten Jungfrauenvereine ins Leben, die die Anstalt unterstützten; so ein besonders rühriger in Werden unter Leitung des Fräulein Keller; auch eine jährliche Lotterie von meist in solchen Vereinen gearbeiteten oder sonst geschenkten Sachen half die nötigen Mittel herbeischaffen.

Schon 1821 erwiesen sich die Räume in Overdyk als zu klein, und ohne sich durch die Einwände und ängstlichen Bedenken der Ungläubigen beirren zu lassen, faßte der Graf im Vertrauen auf den, dessen Hand zur Hilfe nicht zu kurz ist, den kühnen Entschluß, die Anstalt zu erweitern; da aber wegen Wassermangels eine Vergrößerung durch Anbau unpraktisch war, so ging der Graf darauf aus, einen passenden Platz in andrer Gegend ausfindig zu machen. Da sah er im Gebet einen ihm bisher noch völlig unbekannten Ort ganz deutlich vor sich liegen, und als man ihn auf seine Beschreibung hin nach Düsselthal bei Düsseldorf wies, also in eine stockkatholische Gegend, ging er, wenn auch verwundert, hin und erkannte zu seiner Freude in dem dortigen ehemaligen Trappistenkloster sowohl den im Gebet geschauten Ort wieder als auch eine zu einer Rettungsanstalt überaus passende Stätte; namentlich stachen ihm die festen Ringmauern ins Auge: sie sollten dem sonst unüberwindlichen Freiheitsdrang seiner Zöglinge, von denen einer gleich in den ersten acht Tagen fünfzehnmal davonlief, einen heilsamen Zaum anlegen; denn so schmerzlich dem Grafen auch solches Entweichen war, so hatte er doch irgend welchen gewaltsamen Kampf dagegen als durchaus fruchtlos fast völlig aufgegeben und sich getröstet: „Wenn den Herrn der Herrlichkeit selbst Jünger verließen, dürfen wir uns dann weigern, auch hierin ihm nachzufolgen?“

So war ihm also das Kloster Düsselthal sehr gefunden; dazu kam, daß der Besitzer namens Heubes gerade einen Käufer suchte; freilich forderte er die Summe von 45000 Thalern, die mit Hinzurechnung des Preises für einige Domänenländer auf über 51000 Thaler anwuchs. Daher war reifliche Erwägung notwendig. Mit welch kluger Vorsicht der Graf bei dem Kaufe zu Werke ging, ersehen wir aus seinem scheinbar recht unbedeutenden und erfolglosen Besuch bei Heubes; als ihm dieser ein Glas Wein vorsetzte, lehnte der Graf dankend ab und bat statt dessen um ein Glas Wasser; für seine Anstalten kam es ihm eben viel mehr auf gutes Trinkwasser an, und er suchte auch das nicht umsonst. Nach den ein volles halbes Jahr dauernden Verhandlungen wurde endlich der Kauf abgeschlossen; hatte doch Gott selbst auf des Grafen Bitte durch eine Gabe der Charlotte von Laer aus Pyrmont, 500 Friedrichsdor, sein Ja zu dem Vorhaben gesprochen. Die Schulden, die der Graf natürlich nun auf sich nehmen mußte, werde der Herr schon, so hoffte er bestimmt, nach seiner großen Liebe tragen und tilgen helfen.

Am 19. Juni 1822 bezogen 24 Knaben und 20 Mädchen das neue Heim, das bald die Hauptanstalt wurde, während die Mutteranstalt Overdyk, von des Grafen Vater bis an seinen im 89. Jahre erfolgten Tod in hingebender Treue geleitet, zur Nebenanstalt herabsank. In Düsselthal machten sich rasch gewaltige An- und Neubauten nötig, und das Werk wuchs nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Um die Knaben in den Handwerken zu unterweisen, wurden verschiedne Werkstätten errichtet, so eine Schreinerei, Schusterei, Schneiderei und Weberei; zur Erlernung der Maurer- und Zimmermannsarbeit gaben die vielen Bauten reichlich Gelegenheit. Auch eine Buchhandlung, Buchbinderei und Buchdruckerei wurden eingerichtet; in dieser wurden außer vielen der Anstalt geschenkten Werken seit 1832 auch der „Menschenfreund,“ den anfangs seit 1825 Pastor Sander-Wichlinghausen, diese „Prophetengestalt aus der Gegenwart,“ später Pastor Lange-Duisburg (nachmals Professor in Bonn), endlich von 1837 bis 1847 der Graf Recke selbst herausgab, und die seit 1831 auch unter des Grafen Redaktion erscheinende „Christliche Kinderzeitung“ gedruckt. Durch beide Zeitschriften ist ein unberechenbarer Segen gestiftet worden.

Das Wichtigste bei der Erziehung war dem Grafen natür-

lich das Eine, was not ist. Von einer treuen Sorge für die ihm vertrauten Seelen ist auch sein Wunsch diktirt, daß militärische Uebungen in den Schulen eingeführt werden möchten, die dreijährige Militärzeit abzukürzen.

Dann wird — wie er hofft — die Schule der Sittenlosigkeit, die leider die Dienstzeit für tausend und aber tausend junge Leute ist und so verheerend für das künftige Leben, für die Familien, für den ganzen Staat und die Kirche fortwirkt, aufgehoben sein. Wir, ja wir müssen es bekennen, können nur mit Schmerz und Sorgen unsre Zöglinge in die Kasernen, die für so viele Jünglinge geistige Mördergruben werden, wandern sehen.

An Verfolgungen hats dem Grafen, der sich in seiner Liebesarbeit fast verzehrte, wie allen Gottesmännern nicht gefehlt; ja einmal ist er nur durch die Hilfe des Königs der Gefängnishaft entgangen. Aber er blieb fröhlich in Hoffnung und geduldig in Trübsal.

Der treue Gott, auf den er hoffte, gab ihm in der im Schlosse Wildschütz bei Breslau wohnenden Gräfin Mathilde von Pfeil eine treue Lebensgefährtin und seinen Anstaltskindern eine wackre, arbeitsfreudige Hausmutter, die ihm durch die Hand des Professors Scheibel, dieses mutigen Zeugen, 1826 angetraut wurde. Konnte der Graf ihr auch keine goldnen Berge in Aussicht stellen, sondern nur „Berge von Sorgen, Lasten und Beschwerden,“ da sie ja Mutter von 375 Menschen werden sollte, so ließ doch sie ihr Berge versetzender Glaube freudig Ja sagen. Lernte sie auch in der Ehe manche Entbehrungen kennen, sodaß sie z. B. nicht imstande war, dem Wunsche ihrer Eltern nach einem Familienbilde zu entsprechen, so wußte sie sich doch mit ihrem Gemahl eins in dem Bekenntnis: „Das ist ja mein größter Reichtum, daß ich an den lebendigen Gott glaube und weiß, daß er mir alles giebt, um was ich ihn im Glauben bitte und was mir nützlich ist.“ Und der Herr hat ihnen gegeben mit vollen Händen durch allerhand Mittelspersonen und hat ihre vielen Gebete gnädig erhört.

Einen solchen Fall lassen wir uns von der Gräfin erzählen:

Wir hatten einen Wechsel von tausend Thalern an einem bestimmten Tage zu bezahlen, ohne Aussicht zu haben, woher das Geld kommen würde. Ich bat den Herrn dafür zu sorgen, und er schenkte mir die Freudigkeit der Zuversicht, die sich mit jedem Tage steigerte, je mehr unser Rendant uns durch seinen Unglauben betrübte, der täglich frug: Woher das Geld zur Bezahlung nehmen? — Der Tag erschien, mit ihm kein Geld, und dennoch wich unser Glaube nicht, sondern wuchs zur Festigkeit, und Adelbert sagte zum Rendanten: „Gehn Sie zur Post und lernen Sie sich Ihres Unglaubens schämen!“, ohne auch nur ahnen zu können, daß wirklich was vorhanden war, sondern einzig dem Herrn vertrauend, er habe unsre Not gesehen und werde uns in derselben nicht stecken lassen, sondern mächtig heraushelfen. — Somit ging der Rendant fort mit den Worten: „Wenn ichs aber nicht finde, was dann?“ — „Gehen Sie nur!“ war die Antwort meines Mannes, und unsre Gebete begleiteten ihn. — Als er zurückkam, überreichte er mit Thränen in den Augen das leere Couvert, worin die tausend Thaler geborgen waren, mit denen er den Wechsel getilgt hatte.

Ein frommer Bäcker in Berlin nämlich hatte sich bei seinem Freunde, dem Schulvorsteher Hennig, erkundigt, wie er am besten tausend Thaler anlegen könne, und zwar zur Ehre des Herrn, und der hatte ihm geantwortet: „Geben Sie das Geld nach Düsselthal!“ So hatte Gott, der im Regimente sitzt und die Sachen der Seinen allemal zu einem guten Ende führt, gehört, ehe sie riefen. Und in einem Bericht erzählt der Graf von einem Kaufmann aus Barmen, der zum Besuch in Düsselthal angeritten kam; als der hörte, daß ein Ackerpferd gebraucht werde, sagte er voller Freude: „Da nehmen Sie meinen starken Fuchs und spannen ihn ein — ich bin gesund und kann meine Touren ebenso gut zu Fuße machen.“

So hat sich die Anstalt „unter Sonnenschein und Stürmen,“ ja oft unter schweren Wettern, von Reich und Arm, von Königen und Unterthanen nach dem gnädigen Willen des Königs aller Könige reichlich unterstützt, stetig entwickelt. Und auch an den Zöglingen ist wohl des Grafen Arbeit nicht vergeblich gewesen; sind doch die Düsselthaler Knaben wegen ihrer Arbeitstüchtigkeit von den Handwerksmeistern, die erst nicht viel von ihnen wissen wollten, endlich als Lehrlinge sehr gesucht gewesen, sodaß sie sich nicht Lehrgeld geben ließen, sondern selbst zahlten.

Aber schließlich brach auch des Grafen Kraft unter der riesigen Arbeitslast fast zusammen; schon frühzeitig von Krankheiten mannigfacher Art heimgesucht, die er immer als Erziehungsmittel in Gottes Hand ansah, mußte er 1843 und 1844 zur Erholung sich wochenlang fern von Düsselthal aufhalten. Endlich zwangen ihn die Aerzte, die ihm nur noch ein Jahr Frist gaben, wenn er diese Arbeit nicht aufgäbe, ernstlich sich nach einem geeigneten Nachfolger umzusehen. Den fand er nach langem Suchen auf wunderbare Weise im Seminarinspektor Georgi aus Mörs und konnte nun, wenn auch schweren Herzens, die Anstalt nach langer gesegneter Arbeit am 18. November 1847 dem neuen Direktor und dem von ihm selbst noch gewählten, aus zwölf Mitgliedern bestehenden Kuratorium übergeben.

So hat er in der Rettungsarbeit als ein guter Streiter Christi im heißen Kampf gegen die Not gestanden und bis Ende 1847 1217 verwahrloste Kinder auf den rechten Weg gebracht, hat es 31 Jahre lang in unweigerlichem Gehorsam gegen des Herrn Befehl: „Weiset das Werk meiner Hände zu mir!“ als seine Aufgabe angesehen, „die Jugend zu lehren, dem Bösen zu wehren, das Gute zu mehren, den Heiland zu ehren.“

Aber sein Name wird auch genannt in der Geschichte der weiblichen Diakonie. Nicht nur, daß der Diakonissenvater Theodor Fliedner 1827 in Düsselthal die seit 1825 dort wirkende Lehrerin, Jungfrau Friederike Münster, seine ihm am 14. April 1828 angetraute Gattin, kennen lernte, der Graf Recke hat schon, ehe von Kaiserswerth die Rede war, unter dem Titel „Die Diakonissin, oder Leben und Wirken der Dienerinnen der Kirche für Lehre, Erziehung und Krankenpflege“ 1835 eine Zeitschrift herauszugeben begonnen, von der jedoch nur ein Heft erschienen ist; in ihm hat er die Diakonissensache warm vertreten, sich selbst zur Eröffnung eines Diakonissenstiftes bereit erklärt und um Anmeldungen zu diesem Amte gebeten. Und wirklich trat das Stift mit drei Diakonissen ins Leben, das freilich nur so lange dauerte, bis Fliedner 1836 die Diakonissenanstalt in Kaiserswerth eröffnete und dieser wichtigen Sache seine ungeteilte Kraft widmen konnte.

Auch für die Judenmission hat der Graf noch Zeit und Kraft gefunden, indem er in Düsselthal eine Proselytenanstalt gründete, wie er auch der Heidenmission manchen Dienst gethan hat.

Aber 1847 sollte, so schien es, für diesen rührigen Arbeiter der Feierabend kommen. Er zog sich auf sein 1845 erworbnes Gut in Kraschnitz in Schlesien zurück, aber nur um seine Kräfte in neuer Arbeit in des Herrn Dienst zu stellen. Freilich ein ähnliches Unternehmen wie in Düsselthal konnte er hier nicht beginnen; da waren ihm durch ein dem Direktor Georgi gegebnes Versprechen die Hände gebunden. Darum beschränkte er sich zunächst darauf, seiner Umgebung aus der Fülle seiner medizinischen Kenntnisse und Erfahrungen — er hatte ja seinerzeit, wenn auch nicht lange, Medizin studirt — im Verein mit seiner Gemahlin manchen Rat zu erteilen. Die materiellen Notstände der Bevölkerung suchte er durch industrielle Einrichtungen nach Kräften zu heben.

Hier mag auch seine eifrige Thätigkeit im Kampfe gegen die römischen Irrtümer erwähnt werden. Es empört ihn, wie schon aus einem Briefe von 1835 an Pastor Lange hervorgeht, den er zur litterarischen Mitarbeit in diesem Kampf auffordert, die Lauigkeit der Protestanten, die, selbst im Besitze der reinen Lehre, so kaltherzig zusehen können, daß den armen Katholiken statt Wahrheit Lüge geboten wird, er trägt schwer an der Schuld des Protestantismus und sieht es als eine wohlverdiente Strafe an, daß die Katholiken nun das Schwert des Fanatismus gegen die Protestanten brauchen, die ja das Schwert des Geistes haben rosten lassen. Ebenso tritt dies sein heißes Verlangen, den römischen Irrtümern zu steuern, in einem Briefe an Pastor Sander aus demselben Jahre zu Tage, wo er u. a. seine Entrüstung darüber ausspricht, daß bloß im preußischen Staate fünf Millionen unsterblicher Menschenseelen von ihren 50 000 Priestern um ihre heiligsten Interessen betrogen werden. Dieselbe Liebe zur Wahrheit läßt ihn auch an den Berliner Kirchentag 1853 die Bitte richten, den Kampf gegen die römischen Irrtümer aufzunehmen. Darüber freilich war er sich klar, daß eine Negation ohne Position fruchtlos, daß ein Christentum ohne Christenlehre ein Unding sei. Noch in den siebziger Jahren hat er in Johannisbad Neue Testamente von Kistemaker an die römischen Kutscher verteilt.

Hat er in dieser Zeit auch an mancherlei Liebeswerken regen Anteil genommen und auf viele wunde Punkte im sozialen Leben seinen Finger gelegt, so konnte er doch erst seit 1860 seiner Liebeslust wieder voll Genüge thun; denn der Direktor Georgi in Düsselthal hatte ihn seines Versprechens entbinden können, da dort die finanziellen Nöte der Anstalt durch Verkauf von Ländereien beseitigt waren. Ein andres Versprechen, das der Graf vor vierzig Jahren seinem Gotte gegeben, trieb ihn jetzt in eine neue Liebesarbeit hinein. Damals war er durch einen Blödsinnigen ernstlich in Lebensgefahr geraten, ein andrer Blödsinniger hatte ihm aber das Leben gerettet. Da gelobte er, „das so wunderbar erhaltene Leben auch ferner andern Schwach- und Blödsinnigen zu widmen.“ Jetzt als siebzigjähriger Greis löste er sein Wort ein. Am 28. August 1860 legte er in jugendlicher Hoffnung und freudigem Gottvertrauen den Grund zu einer großen Blödenanstalt, dem deutschen Samariter-Ordensstift zu Kraschnitz, bei dessen Bau er mit enormen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte; aber der Herr hats herrlich hinausgeführt. Unter zahlreichen, zum Teil sehr stattlichen Unterstützungen vollendet, konnte das Stift am 4. Juni 1862 mit zwei Neuendettelsauer Schwestern und sechs Pfleglingen eröffnet und geweiht werden. Von der Arbeit im Stifte, das sich auch rasch vergrößerte und heute eine weitverzweigte Kolonie der Barmherzigkeit darstellt, erzählt der Graf schon im ersten bis vierten Berichte:

> Oft giebt es so viele Wunden und Schäden zu verbinden, Pflaster zu schmieren, Charpie und viele alte Leinewand zu gebrauchen und unsäglich viel Mühe und Arbeit, daß man wohl vor der großen, selbstverleugnenden Liebe große Achtung haben muß, wie sie denen geschenkt und durch Gottes Geist täglich aufs neue aufgefrischt wird, die der Herr in diese Arbeit als Lehrer, Pfleger und Diakonissen gestellt hat.

Daß diese Arbeit sich nicht nur auf das äußere Leben der Blöden bezog, sondern hauptsächlich ihr inneres Wohl im Auge hatte, braucht kaum gesagt zu werden. Und auch diese Arbeit an den Seelen der armen Unglücklichen ist nicht erfolglos gewesen; nicht wenige haben ihren Heiland kennen und lieben gelernt, sind also weiser geworden „als tausend andre, die sich auf ihr bischen Verstand soviel einbilden und doch so unverständig sind, keinen Heiland zu suchen.“

Es ist eine schwere Krankheit, unter der die armen und in ihrem Gott dennoch oft so vergnügten Stiftspfleglinge zu leiden haben; denn der Blödsinn ist ja häufig mit Epilepsie verbunden, und diese wieder beschleunigt die Verblödung in erschreckender Weise. Traurige Jammergestalten treten einem oft entgegen. Da erzählt der Graf von einem elenden Knaben, der von Natur blödsinnig und epileptisch war:

> In Rücken, Brust und Armen war er völlig kraftlos, sodaß er stets liegen mußte, nicht sitzen konnte; vorn und hinten bucklig; durch einen vernachlässigten Schenkelbruch war das rechte Bein krumm und so über das andre gewachsen, daß die Beckenknochen beinahe aufeinander stießen. Da er stumm war, konnte er keinerlei Bedürfnisse angeben, wohl aber sprach er mit seinen großen, schönen, blauen Augen und mit seinen freundlichen Mienen und drückte mit Jauchzen seine Freude aus, wenn man erraten hatte, was er wünschte. Ebenso bezeugte er seiner Umgebung seine Dankbarkeit, Liebe und Teilnahme, wenn man mit ihm und für ihn betete. Seine kraftlosen Hände konnte er nicht gebrauchen; Kauen und Schlucken ging so langsam, daß man täglich vier Stunden bedurfte, um ihn satt zu füttern. In wessen Herz die Dankbarkeit gegen Gott für die Gesundheit erstorben ist, den hätte man nur an dieses Siechenbett zu führen brauchen, um solche Gefühle wieder wachzurufen.

O, daß recht viele Eltern gesunder Kinder sich zur Hilfe an diesem Liebeswerk bereit fänden und dächten wie der Graf:

> Der Blöden Thränen mir schmerzlich sind,
> Sie sind die Aermsten der Armen.
> Gott Lob! ich hab kein solch Unglückskind,
> Drum will ich mich ihrer erbarmen.

Mit manchen von diesen Kranken ist natürlich auch nicht leicht umzugehen, weil sie zu Zeiten nicht ungefährlich sind. Da suchen etliche sich aus den Fenstern oder ins Wasser zu stürzen, zerschlagen Fensterscheiben, schlagen auf andre, die sie für ihre Feinde halten, wütend los, spucken ihnen ins Gesicht, treten und kratzen sie und zertrümmern mit riesiger Kraft, die selbst der stärksten Zwangsjacke spottet, unter Weinen und Schreien alles um sich her. Natürlich giebts auch genug liebliche und erfreuliche Erfahrungen, zumal wenn man auf den Einfluß achtet, den das lebendige Gotteswort auf sie macht; wie fröhlich strahlen ihre Gesichter, wenn sie von der erbarmenden Liebe des Heilands hören, an den biblischen Bildern können sie sich nicht satt sehen, von Herzen gern singen sie die herrlichen Choralmelodien und spüren ihre wohlthuende, besänftigende Kraft.

Das Samariterordensstift ist eine Segensstätte für viele Unglückliche geworden und hat sie wahrhaft glücklich gemacht. Der Graf hat seine Anstalt noch fröhlich gedeihen sehen: die Schwestern des mit dem Stift verbundnen Diakonissenmutterhauses bewährten ihre Tüchtigkeit in den Friedenszeiten wie in den Kriegen von 1866 und 1870/71; des Grafen Tochter, Gräfin Selma, wurde 1877 als Oberin des Hauses eingeführt. Vielfache Bauten wurden ausgeführt, ein eigner Hausgeistlicher angestellt u. s. w.

Nun sollte aber des Grafen Lebens- und Arbeitstag zu Rüste gehen. Am 5. Mai 1867 war ihm schon seine Gemahlin in die Ewigkeit vorausgegangen, die ihm 41 Jahre lang helfend zur Seite gestanden hatte; jetzt war auch des Grafen letzte Stunde nicht mehr fern. Seit 1876 schon ließ er sich mit einem zerbrochenen Hüftknochen im Rollstuhl in sein liebes Stift fahren.

Am 10. November 1878 ist er dann nach nur kurzem Krankenlager, auf dem er bis zuletzt sich mit den Angelegenheiten des Stiftes beschäftigt hatte, aus dem Lande des Glaubens in das des Schauens hinübergegangen. Die Bestattung fand am 13. November statt. Das Letzte, was seine Hand aufgezeichnet hat, ist folgender Vers:

> Fröhlicher Heimgang und Abschiedswort
> Wenns nun zum Sterben geht,
> Mein Heiland bei mir steht,
> Was könnte mir dann fehlen?
> Ich will das Beste wählen:
> Im Glauben will ich zu ihm gehn
> Und in die blutgen Wunden sehn,
> Die ihm für mich geschlagen sind
> Wie für ein jed's bußfert'ge Kind.
> O welch ein Trost liegt doch darin!
> Das bleibt im Tode mein Gewinn.
> Darauf schlaf ich nun fröhlich ein
> Und werde selig bei ihm sein!

Sch—ff

Ein neues Bibelwerk zum Alten Testament

Es ist in den letzten Jahren manchmal von den Forderungen die Rede gewesen, die die Kirche an die theologischen Lehrer unsrer Universitäten zu stellen habe. Als die Wortführer der Kirche traten dabei in erster Linie die Pfarrer selber auf, die für sich das Recht in Anspruch nahmen, im Namen der Kirche reden zu dürfen. Wie wäre es nun einmal, wenn die theologischen Professoren hervorträten und Umschau nach der Erfüllung der Erwartungen hielten, die sie von den künftigen Dienern der Kirche einst hegen durften! Faßten sie da nur einmal die besonders naheliegende Frage nach der Stellung zur heiligen Schrift ins Auge, es könnte sich leicht ergeben, daß sie weit mehr Grund zu Klagen und selbst zu Anklagen fänden, als man ihnen gegenüber hatte. In diesem Punkte durfte denn doch mit Fug und Recht die Theologie erwarten, daß die berufnen Führer der Gemeinden ihre auf den Universitäten gewonnene Einsicht in das Bewußtsein der Gemeinden überzuleiten suchten, umsomehr, als sie erkennen mußten, wie die früher eingenommene Stellung zur heiligen Schrift gerade den einsichtigern Gemeindegliedern längst auch Schwierigkeiten bereitete. Wäre diese überaus wichtige Aufgabe in freimütigem Vertrauen auf den Gott der Wahrheit ernstlich und allseitig ins Auge gefaßt und in Angriff genommen worden, das eine wäre doch wahrscheinlich erreicht worden, daß die Proskription einzelner Forscher sowie ihrer von der Ueberlieferung abweichenden Ergebnisse unterblieben wäre. Wellhausen und Kuenen wären dann sicher keine Namen, vor denen man in vielen Kreisen ein Kreuz machen zu müssen sich verpflichtet meint, und die neue Einsicht in den Gang der alttestamentlichen Geschichte gälte nicht vielfach als grundstürzend für den christlichen Glauben, sondern man hätte von Anfang an gelernt, auch in der neu erschloßnen Entwicklung die großartigste Bestätigung göttlicher Leitung und Führung zu erkennen.

Man durfte ja jedenfalls auch erwarten, daß nicht immer wieder die alte Einrede erhoben werde, man wolle von der Anwendung der begründetern Anschauung vom Alten Testament noch absehen, bis eine völlige Uebereinstimmung in den Ergebnissen infolge der neuen Untersuchungen gewonnen sei. Nicht erst ein schön geschloßnes abgerundetes System, das man sich ja auch aus dem eignen Kopfe produziren kann, bürgt für die Richtigkeit und Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit; schon lange vor Erreichung dieses Zieles mußte, da die Unhaltbarkeit der frühern Stellung zur heiligen Schrift durchschaut war, der neue Weg um der Wahrheit willen beschritten werden.

Hat die Kirche vielfach es verschmäht, rüstig und klar hier die gebotene Entschiedenheit zu zeigen, die Theologie hat sich dadurch nicht irre machen lassen und das Bewußtsein und Ziel, der Kirche mit Darbietung der geeigneten Hilfsmittel dienen zu sollen, nicht vergessen. Vor allem schwebte dieses Ziel dem verstorbnen Straßburger Professor D. **Eduard Reuß** vor Augen, und schon vor fünfundzwanzig Jahren hat er es als seinen Wunsch ausgesprochen, „daß aus seinen Vorlesungen über das Alte Testament noch einmal ein Werk für das größere Publikum hervorgehen möchte.“ Gewiß war auch kein andrer dazu so berufen, wie er. Reuß hatte ja selber den hervorragendsten Anteil an der Begründung einer bessern Einsicht in das Alte Testament genommen und sich in einem mehr als ein halbes Jahrhundert dauernden unablässigen Forschen und Arbeiten in der erfolgreichsten und glücklichsten Weise um das Alte Testament bemüht. Dazu weckte sein ausgezeichnetes großes Bibelwerk in französischer Sprache (La Bible. Traduction nouvelle avec introductions et commentaires. Paris, Sandoz et Fischbacher, 1874—1881) schon längst bei den Kundigen das Verlangen nach einem entsprechenden Hilfsmittel in deutscher Sprache. Nun bietet uns der beider Sprachen gleich mächtige theologische Lehrer selber das Gewünschte; denn noch ehe er am 15. April 1891 zur Ruhe eingegangen ist, war es seiner rüstigen Hand vergönnt gewesen, die Uebersetzung des Alten Testaments samt Einleitung und Erläuterung für den Druck fertig zu stellen, und zwei seiner Schüler (Erichson und Horst) haben sich nun der Aufgabe unterzogen, diese wertvolle Hinterlassenschaft des ehrwürdigen Gelehrten ans Licht zu fördern.*)

Bisher sind die fünf ersten Lieferungen erschienen. Danach läßt sich die ganze Art des Bibelwerkes erkennen und schon jetzt sagen, daß das Reußsche Alte Testament in hervorragender Weise den Anforderungen entspricht, die an ein solches Werk zu stellen sind. In wohlüberlegter Weise ist das Ganze angeordnet und ausgeführt, um eine genaue und sichere Kenntnis des Alten Testaments zu vermitteln.

Diesem Zwecke gemäß bildet eine wertvolle allgemeine Einleitung zur Bibel (Seite 1 bis 32) die Eröffnung. Darin wird von den Namen der Bibel, von der Sammlung der biblischen Schriften und von der Wertung der heiligen Schrift im Laufe der Jahrhunderte bis auf die Gegenwart gehandelt. Diese Einleitung gipfelt in einer kurzen Darlegung der richtigen Stellung zur heiligen Schrift. Reuß sagt dabei in Bezug auf das Alte Testament (Seite 31):

Wenn das Alte Testament nicht mehr dazu gemißbraucht wird, das spezifisch christliche Dogma zu stützen, mittels ebenso geschmackloser als unwahrer Erklärungskünste, so hat seine eigne Natur, Religion und Poesie, Sittenlehre und Gesetzgebung, der heilige Enthusiasmus seiner Propheten, die epische Naivität seiner Ueberlieferungen, nunmehr vom geschichtlichen Standpunkt betrachtet, bei der Aenderung nur gewonnen, und die hebräische Litteratur strahlt fortan in hellerm Glanz aus der Nacht des heidnischen Altertums, als da ihr Licht die theologischen Nebel nicht zu durchdringen vermochte.

Von der ganzen Bibel aber sagt er (Seite 32):

Von einer Aenderung der Bibel ihrem Umfang nach kann und wird nicht mehr die Rede sein, wohl aber von einer andern Vorstellung von der Art und Weise ihrer Beglaubigung für die Gemeinde und für die einzelnen Christen. An die Bibel glauben, wird wohl in Zuknnft heißen: glauben, daß sie sich dem Herzen und Gewissen offenbart in allem, was sie von oben Stammendes enthält, aber auch glauben, daß diese Offenbarung für ihre Klarheit und Kraft nichts zu befürchten habe von der Ungleichheit ihrer Formen oder der Unvollkommenheit ihrer Organe, sofern ihr nur nicht in uns selbst ein größeres Hindernis entgegentritt.

Nur eines hauptsächlich vermisse ich in dieser Einleitung, das ist nämlich eine genauere Auseinandersetzung der Stellung, die Jesus dem Alten Testament gegenüber hatte und die die Reformatoren der ganzen Bibel gegenüber beobachtet haben. Beides würde zur Begründung der von Reuß eingenommenen und empfohlenen Stellung das Beste beitragen, wenn hier die Freiheit kräftig hervorgehoben und betont worden wäre, mit der Jesus und die Reformatoren der Schrift gegenüberstanden. Was von dem Glauben an die besondre Inspiration gesagt wird, der in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten und in der ersten christlichen Zeit gegolten habe, kann doch nur für einen beschränkten Kreis seine Berechtigung beanspruchen, da sonst die späten Zusätze im hebräischen Texte und vor allem auch die Unterschiede zwischen der griechischen Uebersetzung und dem hebräischen Original nicht verständlich wären.*)

Zu einer geschichtlichen Würdigung der Schriften des Alten Testaments, wie sie Reuß mit Recht fordert, ist aber eine Kenntnis der Geschichte des Volkes Israel unerläßlich. Darum folgt auch sofort nach der Einleitung ein kurzer **Ueberblick der Geschichte der Israeliten** von der Eroberung Palästinas bis zur Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 nach Christi Geburt. Die Darstellung zerlegt diesen ganzen Zeitraum in die vier Zeitalter der Helden, der Propheten, der Priester und der Schriftgelehrten. Es kann nicht anders sein, als daß hier dem Leser manche Fragen noch ungelöst bleiben werden, und daß er manchmal sowohl über das, was geboten wird, als auch über das, was er vermißt, stutzen wird. Die Rechtfertigung dieses Ueberblicks muß das ganze Bibelwerk bringen, und wenn auch in manchen Punkten die Forschung noch lange nicht abgeschlossen ist, wir zweifeln nicht daran, daß im großen und ganzen der von Reuß dargelegte Gang der Geschichte sich als richtig ausweisen wird. Im einzelnen wäre vielleicht manchmal statt des Urteils etwas mehr Detail erwünschter und angemeßner gewesen, damit das subjektive Element vor den sichern Thatsachen zurücktrete. So kann man trotz der Uebereinstimmung in den Thatsachen über David und auch über Antiochus Epiphanes andrer Meinung sein, als der Verfasser. Oft sind es auch nur Andeutungen, die an Stelle ausdrücklicher Mitteilung gegeben werden und so das Verständnis nicht erleichtern.**)

Ein überaus glücklicher Griff ist es nun aber zu nennen, daß Reuß bei der Vorführung des Wortlautes des Alten Testaments mit den geschichtlichen Büchern Richter, Samuelis und Könige begonnen hat. Mit einemmale wird dadurch

*) **Das Alte Testament** übersetzt, eingeleitet und erläutert von D. **Eduard Reuß**, herausgegeben aus dem Nachlasse des Verfassers von Lic. **Erichson**, Direktor des Theologischen Studienstifts, und Pfarrer Lic. Dr. **Horst** in Straßburg. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1892. (Erste bis fünfte Lieferung.) Das Werk, das auf 40 bis 45 Lieferungen zum Subskriptionspreis von je 1 Mark berechnet wird und Anfang 1894 vollständig vorliegen soll, wird folgende sieben Bände umfassen: I. die Geschichtsbücher (Richter, Samuelis, Könige); II. die Propheten (in der von Reuß angenommenen chronologischen Reihenfolge); III. die heilige Geschichte und das Gesetz (Pentateuch und Josua); IV. die Kirchenchronik von Jerusalem (Chronika, Esra, Nehemia); V. die hebräische Poesie (Psalter, Klagelieder, Lied der Lieder); VI. Religions- und Moralphilosophie (Hiob, Sprüche, Prediger, Weisheit Jesu des Sohnes Sirachs, Weisheit Salomos, Jona, Tobia, Susanna u. s. w.) und VII. die politische und polemische Litteratur (Ruth, 1. und 2. Makkabäer, Daniel, Esther, Judith, 3. Makkabäer, Bel und die Schlange, Epistel des Jeremia). Anhang: Sachregister.

*) Bei diesem Anlaß verweisen wir gern die Leser auf einen Vortrag, den Professor R. F. **Grau** am 16. Februar 1891 in Berlin gehalten hat und der durch Druck veröffentlicht worden ist: **Was bleibt vom Alten Testament?** (Gütersloh, Bertelsmann, 1891; 30 Pfge.) Dieser Vortrag ist besonders wertvoll, weil er die freie Stellung Jesu dem Alten Testament gegenüber unumwunden darlegt. Im übrigen behalten wir uns vor, später noch einmal auf diesen Vortrag zurückzukommen.

**) Ohne weiter auf Kleinigkeiten einzugehen, muß ich doch anmerken, daß durch Druckfehler (auf Seite 55) Isebel, die Gattin Ahabs, des zweiten Königs der Dynastie der Omriden, aus einer tyrischen Königstochter zu einer syrischen geworden ist und die ägyptischen Könige öfters statt Ptolemäus Ptolomäus genannt werden. Ferner wäre es besser, wenn bei Bezeichnung eines vor Christi Geburt fallenden Jahres die größere Zahl vor die kleinere gestellt würde (also 722—21 und nicht 72122, S. 56, vergl. auch S. 121).

manchem, der sich immer noch nicht von der ererbten Anschauung hat losmachen können, klar werden müssen, daß der Ueberblick über die Geschichte mit vollem Recht bei der Eroberung Kanaans durch die Israeliten einsetzte; denn wer aufmerksam das Buch der Richter liest, dem muß es sofort ersichtlich werden, daß die landläufige Ansicht, die Richterzeit bedeute der mosaischen Blütezeit gegenüber einen bedenklichen Abfall, durchaus unhaltbar ist, und daß nie und nimmer der Eroberung Palästinas eine Periode vorausgegangen ist, wo Israel sich nach den kultischen Geboten des Pentateuchs richtete. Immerhin durfte auch hier das Bibelwerk nicht unvermittelt die geschichtlichen Bücher einfach folgen lassen. Es war, wie Reuß es bietet (Seite 85 bis 123), notwendig, daß ihnen eine Darlegung der Art und Weise der hebräischen Geschichtsschreibung überhaupt und dann der einzelnen Bücher insbesondre vorausgeschickt wurde. Dabei durfte man hier in Bezug auf die genaue Bestimmung der Quellen noch kein abschließendes Urteil erwarten, weil noch kein vollständiges und sicheres Ergebnis in allem Einzelnen erreicht ist. Jedoch, was für den vorliegenden Zweck erforderlich war und was auch die Hauptsache jederzeit bleiben wird, ist von Reuß in diesen Abschnitten sicher gegeben; es ist nämlich einerseits für jedermann einleuchtend genug die Herstammung der Geschichtsbücher aus verschiednen Quellen erwiesen und andrerseits ebenso sicher die nachdeuteronomische Redaktion charakterisirt.

Auf diese Weise trefflich ausgerüstet, kann der Leser nun die Uebersetzung, die Reuß folgen läßt, in die Hand nehmen. Das erste Doppelheft giebt das Buch der Richter bis Kapitel 13, 19. Die Uebersetzungskunst, die Reuß für die französische wie deutsche Sprache besaß, ist rühmlichst bekannt (in letztrer Hinsicht vergleiche man seinen Hiob, 1888), und die neue Probe bewährt seinen alten Ruf. Reuß hat es längst erkannt, daß eine genaue Wiedergabe des Originals nicht eine wörtliche Uebersetzung erfordert, und demgemäß ist es vor allem sein Bemühen, den Sinn wiederzugeben, weil erst dadurch ein rechtes Verständnis ermöglicht wird. Immerhin darf ich nicht verhehlen, daß manchmal Reuß trotz aller erlaubten Freiheit mir zu frei übersetzt zu haben scheint. Der Sinn ist dabei nicht eigentlich alterirt, aber ein ganz getreues Bild der Vorlage erhält man nicht überall. So wird z. B. durch den Gebrauch des Fürworts statt des im Original wiederholten Hauptworts nicht nur die Härte der Verbindung gemildert und der Charakter der hebräischen Vorlage verwischt, sondern bisweilen selbst die Einsicht in die Brüchigkeit des Textes und damit in den Wechsel der Quellen erschwert. Die Richtigkeit der Wiedergabe ist außerdem an einzelnen Stellen nicht erlangt, z. B. hat man 1, 13 zu lesen: „der jüngere Bruder Kalebs," 3, 9: „den jüngern Bruder Kalebs," 6, 20: „die Erscheinung Gottes," 10, 8: „in jenem Jahr" (für „zu jener Zeit") und 11, 24 ist „vormals" zu streichen.

Demselben Zwecke, das Verständnis zu erleichtern, dienen auch die Erläuterungen, die hier in Anmerkungen unter dem Texte gegeben werden, während bei andern Büchern, wie Genesis, Psalter, Hohes Lied und Prediger, dem Charakter der betreffenden Abschnitte gemäß eine zusammenhängende Erklärung vorgezogen wird. Diese Erläuterungen, die über Textverderbnis, Verschiedenheit der Berichte, hauptsächlich aber über dem Leser nicht sofort verständliche geographische Angaben, geschichtliche Beziehungen und religiöse Gegenstände und Gebräuche Auskunft erteilen, geben einem solchen Bibelwerk vor einer bloßen Uebersetzung einen wichtigen Vorsprung; immerhin bieten sie auch die nicht immer vermiedne Gefahr, etwa einer Anmerkung vorzubehalten, was doch im Grundtexte selber schon liegt. Auf alle Fälle aber ist es wünschenswert, daß die Anmerkung gleich beim erstmaligen Vorkommen des der Erklärung bedürftigen Begriffes erfolge und besonders bei wichtigen, die Religion betreffenden Dingen recht klar und vollständig gegeben werde. So gehört die erst zu 3, 19 gebotne Anmerkung über „Gilgal" bereits zu 2, 1 und ist zu 3, 7 gleich die erste Anmerkung von Seite 139 über „Aschere" hinzuzunehmen und mit derselben an letzterer Stelle (6, 25 ff.) dreimal der Text in Einklang zubringen, sodaß die Aschere nicht mehr als **auf** dem Altar, sondern **daneben** stehend erscheint.

In Bezug auf die bei einer Verdeutschung zu fordernde Sprachrichtigkeit muß die sonderbare Pluralbildung „die Baals," sowie der Gebrauch des bestimmten Artikels vor Eigennamen auffallen.

Alle diese Kleinigkeiten — denen ich noch, um den Gebrauch der Uebersetzung zu erleichtern, den dringenden Wunsch beifüge, die Herausgeber möchten an Stelle der sporadischen, oft nicht einmal ganz genauen Versbezeichnung eine durchgängige treten lassen — sollen durchaus nicht den hohen Wert des neuen Bibelwerkes, auch nicht seiner Uebersetzung beeinträchtigen. Es mußte eben gerade diese letztere Seite der verdienstvollen Arbeit von Reuß besonders genau ins Auge gefaßt werden, weil Kautzsch mit seiner neuen Uebersetzung des Alten Testaments, die jetzt bis Jes. 38 vorliegt, dem Bibelwerk zuvorgekommen ist. Wenn ich daher der Uebersetzung der entsprechenden Kapitel in Kautzschs Altem Testament nach eingehender Vergleichung den Vorzug geben muß, so bietet Reuß auch abgesehen davon, daß seine Uebersetzung einen großen Fortschritt gegenüber den frühern bedeutet und ihr hoher Wert unbestreitbar ist, weit mehr als eine bloße Uebersetzung. Sein Bibelwerk ist für jeden, der ein richtiges und allseitiges Verständnis des Alten Testaments gewinnen will, ein ganz vorzügliches Hilfsmittel, das nicht sobald wird überboten werden. Der schönste Dank, der dem verstorbenen ehrwürdigen Autor und allen denen, die sich um die Herausgabe seines Werkes verdient machen, abgestattet werden sollte, wäre der, daß das „größre Publikum" dieses Hilfsmittel recht eifrig benützte und durch dasselbe in der Erkenntnis sich fördern ließe, mit der notwendigen Aufgabe der unhaltbaren Inspirationstheorie werde das Wort der heiligen Schrift durchaus nicht entwertet, sondern es enthalte bei rechtem geschichtlichen Verständnis ein viel überwältigenderes Zeugnis von Gottes wunderbarer Leitung der Geschicke der Völker und der Entwicklung der alttestamentlichen Religion.*) K M

Verschiedenes

(Zur Vorgeschichte des Gemeindegedankens) veröffentlicht der Frankfurter „Sonntagsgruß" Nr. 23 folgende merkwürdige Stelle aus einem von Spener verfaßten, unter dem 22. Dezember 1681 vom lutherischen Predigerministerium an den Frankfurter Rat gerichteten Schreiben, betitelt „Demütige und treuherzige Vorstellung der allhier obschwebenden Aergernisse und Hindernisse unsers Amtes":

„Es ist bei allem eine ausgemachte Sache, daß ein Hirt seine Schafe kennen soll, als an denen er sonst seine Treue nicht nachdrücklich genug erzeigen kann. Da wir aber Hirten dieser ganzen evangelischen Gemeinde sein sollen, müssen wir zu unsrer Schande gestehen, daß wir einen großen Teil derselben nicht dem Namen nach, geschweige nach der Seelenbewandtnis, um an jeglichem die Notdurft zu thun, kennen; und also so viele in der Irre müssen gehen lassen, daß wir nichts nach ihrer Notdurft an ihnen thun können, als von denen wir weder Gutes noch Böses wissen; aber nicht sehen, ob uns solche Unwissenheit vor Gottes Gericht loszählen werde, weil wir sie kennen und also alle möglichen Mittel versuchen sollten, sie näher kennen zu lernen. Nun stehet uns in dem Weg nicht nur unsre im Verhältnis zu einer solchen numerosen (zahlreichen) Gemeinde wenigere Zahl, da auf einen Mann, ob sie auch gleich ausgeteilt würden, ihrer mehrere kommen werden, als er versorgen kann; sondern auch die große Unordnung wegen der ermangelnden Kirchspiele und abgeteilten Pfarren; daher es aber geschieht, daß nicht nur jeglicher vieler seiner Beichtkinder und also sonderlich Anvertrauten nicht kennet, sondern es mögen sich Leute hier aufhalten, welche oft ziemliche Jahre ohne einigen Gottesdienst als die Heiden dahinleben, in deren Kenntnis wir aber nicht kommen, ohne wo etwa einige Nachbarn uns davon Wissenschaft geben, oder sonst ungefähr etwas ausbricht, da wir aber billig sollten solchen ver-

---

*) Zu diesem „größern Publikum," dem das neue Bibelwerk dienen will und kann, rechne ich auch die Pfarrer, insonderheit den evangelischen Pfarrer zu Schadeck (Nassau), **August Bender**, der 1891 **Vorträge über die Offenbarung Gottes auf alttestamentlichem Boden mit steter Berücksichtigung der kritischen Forschung** (bei C. Bertelsmann, Gütersloh) veröffentlicht hat. Vielleicht ist das ausführlichere Bibelwerk von Reuß imstande, ihn besser über die durchschlagenden Gründe der neuen Auffassung zu unterrichten, als die von ihm allein zu Rate gezogne „Geschichte der heiligen Schriften Alten Testaments" von Reuß und, was, wie es scheint, seinen Amtsbrüdern nicht möglich war, denen er seine Vorträge gehalten hat, ihn darüber aufzuklären, wie wenig stichhaltig seine Einwände gegen die von Reuß vertretene Anschauung vom Gang der alttestamentlichen Geschichte sind, und wie wenig sie sich mit den sichern Daten des Alten Testaments, wenn man es nur das sagen läßt, was es wirklich sagt, in Uebereinstimmung befinden.

irrten Schafen können nachgehen, die ja Glieder sind der uns auf unsre Seelen anvertrauten Gemeinde."

(Monatshefte der Comeniusgesellschaft) Erster Jahrgang. Erstes Heft. Leipzig, R. Voigtländer. März 1892. 2,50 Mk. (jährlicher Abonnementspreis 10 Mk.).

Wie unsern Lesern bereits bekannt sein dürfte, hat sich seit dem Herbst vorigen Jahres auf Anregung und unter dem Vorsitz des Archivrats Dr. Keller in Münster (Westfalen) die internationale und interkonfessionelle Comeniusgesellschaft konstituirt, um dem am 28. März von der ganzen zivilisirten Welt Gefeierten ein lebendiges Denkmal zu errichten.

Es ist der Zweck dieser Gesellschaft, „dem Geiste des Comenius und der ihm innerlich verwandten Männer durch Schrift und Rede unter uns lebendige Verbreitung zu verschaffen und in diesem Geiste bildend und erziehend auf das heutige Geschlecht zu wirken."

Zu diesem Zwecke wird die Herausgabe der wichtigern Schriften und Briefe des Comenius sowie der Schriften seiner Vorgänger, Lehrer und Gesinnungsgenossen beabsichtigt, zugleich aber auch die genaue Erforschung der Geschichte und Glaubenslehre der altevangelischen Gemeinden (Waldenser, böhmischen und mährischen Brüder u. s. w.). Das erste der zunächst in zwangloser Folge (jährlich drei- bis sechsmal) erscheinenden Hefte giebt in seinem geschäftlichen Teile nähern Aufschluß über Entstehung, Ziele, Einrichtung und Ausbreitung der Gesellschaft und dürfte durch seinen reichhaltigen Inhalt der guten Sache viele Freunde erwerben.

In der einleitenden Abhandlung: „Johann Amos Comenius und Carl Christian Friedrich Krause" beleuchtet Professor Hohlfeld-Dresden die Geistesverwandtschaft beider Männer in ihren auf das Heil der gesamten Menschheit gerichteten (pansophischen) Bestrebungen. Die Bibliographie sämtlicher gedruckten und ungedruckten Schriften des Comenius (137 Nummern) von dem Historiographen der Brüdergemeinde Diakonus J. Müller in Herrnhut, unter dessen Redaktion diese Hefte erscheinen, ist ein Muster deutschen Gelehrtenfleißes.

Ein lateinisches Gedicht von Leibniz auf Comenius, das Dr. Bodemann nach einer Handschrift der königlichen Bibliothek zu Hannover mitteilt, schließt mit dem schönen Distichon:

Tempus erit, quo te, Comeni, turba bonorum
Factaque, spesque tuas, vota quoque ipsa colet.
(Kommen wird einst der Tag, wo alle Guten dich preisen,
Was du gethan und gehofft, ja deine Wünsche sogar!)

Möge es unter der reichen Teilnahme aller Gebildeten diesseits wie jenseits des Ozeans der Comeniusgesellschaft beschieden sein, diese schon heute über Erwarten erfüllte Weissagung ihrer vollen Verwirklichung entgegenzuführen!

Auch abgesehen von der Person des großen Pädagogen dürfte vielleicht aus der hier angestrebten Erforschung der Geschichte seiner Kirche (der böhmisch-mährischen Brüderunität) mit ihren „lebendigen Gemeinden," ihrer mustergiltigen Gemeindepflege und Jugenderziehung unsrer evangelischen Kirche manche ungeahnte Segensfrucht erwachsen.

H-Sch

(Gustav Schlosser), ein Lebensbild von Otto Kraus. Zeitfragen des christlichen Volkslebens XVII, 2 u. 3. 120 Seiten; Stuttgart, Belser; 2 Mark.

Bücher haben ihre Schicksale bisweilen schon ehe sie erscheinen. Dem Lebensbilde Schlossers ist es wohl so gegangen, wie es bei manchem Bau geht: der Architekt legt breit und sinnvoll an, der Eigentümer streicht nach äußern Gesichtspunkten, und der Erfolg macht dann trotz schöner Einzelheiten einen etwas unbefriedigenden Eindruck. Es muß derart etwas mit dem Büchlein vorgegangen sein, denn Otto Kraus, der langjährige Freund Schlossers, hat in dem Vorwort zu Schlossers Vorträgen*) gezeigt, daß er in Einem Guß und aus Einem Herzen von dem lieben Verstorbnen reden kann. Es wäre vielleicht besser gewesen, die Biographie nicht in den Rahmen der Zeitfragen einpressen zu wollen, wenngleich die Zeitfragen ein Lieblings- und Sorgenkind Schlossers waren.

Doch der Dank für das, was geboten wird, überwiegt solche Bedenken. Unter Hinzunahme der schon erwähnten Sammlung von Vorträgen kann sich der Leser ein Bild von Schlosser machen, auch wenn er ihn nicht persönlich kannte.

Schlosser vereinigt in sich mehrere Strömungen unsers Jahrhunderts. 1826 geboren, gehört er zu denjenigen, denen das Jahr 1848 ihren Charakter gab, und zwar indem es ernüchternd und abschreckend wirkte. Das Liberale, das Moderne erscheint ihm als das Feindliche und Gottlose. Er geht nicht mit fliegenden Fahnen neben dem Siegeswagen der technisch fortschreitenden Zeit. Fast mit Bedauern sieht er, wie ein Stück der alten Welt nach dem andern zerbröckelt, aber er sieht es doch, wie es geschieht, denn er ist ein Beobachter ersten Grades. Sein Beobachten ist verklärter Realismus. Er sieht nicht mit dem Auge eines Naturalisten von heute, er sieht nicht bloß die blasse, hungrige, zerrissene Wirklichkeit, sondern er schaut mit dem Herzen, das für jedes Einzelwesen, für jedes Fünkchen Licht und Leben ein zartes, oft rührendes Verständnis hat. Ihn interessirt das Einzelne nicht als Typus seiner Gattung, sondern eben als Einzelnes. Ein Mensch, er mag sein, wer er wolle, ist ihm ein Studium, eine Aufgabe, ein Anlaß zum Sinnen

*) Vorträge von Gustav Schlosser. Gütersloh, Bertelsmann, 1891. 5 Mark. Besonders anziehend sind aus dieser Sammlung: „Heimatliebe, Heimweh, Heimgang," „Bild und Bildung," „Ueber nationale Erziehung."

und wohl oft auch zur Fürbitte. In dieser Versenkung in Einzelwesen und Einzelschicksal vereinigen sich Naturanlage und christliche Seelenbelebung. Der Beobachter vermag nicht zu sagen, wo die eine aufhört und die andre beginnt. Ein Geist der mitlebenden Liebe ist über ihn ausgegossen, eine wohlthuende innere Ruhe. Er war ein vom Evangelium durchleuchteter Romantiker.

Einesteils gehört Schlosser in dieselbe Gruppe von Volkskennern und Volksforschern wie die Gebrüder Grimm und Riehl. Andernteils ist er beeinflußt durch die Kirchenmänner Stahl und besonders Vilmar. Nachdem er sich in der Kandidatenzeit von der rationalistischen Schule losgewunden hat, war er ein streng konfessioneller Lutheraner, der für Kritik des kirchlichen Glaubens wenig mehr übrig hatte. Als politisch Konservativer mit süddeutscher Färbung stand er neben Mühlhäuser, und als Mann der innern Mission gehörte er mit eigner Selbständigkeit zu der ersten Generation, die Wicherns Ideen in die Praxis umsetzten.

Sein Leben gliedert sich in zwei Hauptperioden: 1852 bis 1873 war er hessischer Pfarrer, ein mutiger Vorkämpfer des Konfessionalismus gegenüber dem Rationalismus, des Protestantismus gegenüber dem Bischof von Ketteler. Seine Waffe war das Hessische Kirchenblatt, das er zwanzig Jahre redigirt und meist geschrieben hat. Als endlich seine Arbeit in Hessen teils vollbracht teils unmöglich gemacht war, begann die Frankfurter Zeit 1873 bis 1890. Hier stand er als Vereinsgeistlicher für innere Mission im Dienste des Evangelischen Vereins. Leider berichtet die Biographie gerade über diese Zeit sehr lückenhaft. Man kann sich aus ihr weder ein Bild seiner Aufgaben noch seines Schaffens in Frankfurt machen. Vielfältig hat Schlosser bei allerlei Festen in Nord und Süd geredet. Man hat ihn zeitenweis einen „Vereinsgeistlichen für Deutschland" genannt. Viel Anregung ist auf dem Gebiete der innern Mission von ihm ausgegangen. Soviel wir wissen, stammt der Gedanke der Arbeiterkolonie in der jetzt durch Bodelschwingh verwirklichten Gestalt von Schlosser. Mit ganzer Hingebung hat er der Magdalenensache gedient. Hier fand seine Gabe, für die Einzelperson zu wirken, ein besondres Feld. Der sozialen Frage ist er in seinem Vortrage „Welche sozialen Verpflichtungen erwachsen dem Christen aus seinem Besitz?" mit seinem Gefühl für die sittliche Seite der Sache nahegetreten. Litterarisches Verdienst erwarb er sich durch die langjährige Mitredaktion der Zeitfragen des christlichen Volkslebens und durch jährliche Herausgabe des „Bücherschatzes für das christliche Haus." Aber mehr als bei manchem andern gilt von Schlosser, daß er nicht seine Hauptkraft hatte in dem, was als dauerndes Ergebnis seiner fleißigen Arbeit registrirt werden kann, sondern in dem, was er als Person seiner Umgebung war.

F N

Zur Beachtung

Es naht der Quartalwechsel, der für Zeitschriften wie die unsre die wenigst erfreulichen Veränderungen im Abonnentenstande mit sich zu bringen pflegt, der Wechsel vom zweiten zum dritten Quartal. Um so lebhafter ist unser Wunsch und unsre Bitte, daß unsre bisherigen Besteller uns treu bleiben und rechtzeitig ihr Abonnement erneuern mögen. Der Herausgeber ist entschlossen, unter schwierigeren Verhältnissen die Arbeit an diesem Blatte weiterzuthun; er bedarf aber dazu einer stärkeren Ermutigung durch das Verständnis, das seine und seiner Mitarbeiter Bemühungen in der Gemeinde finden. Wir bitten also auch, mit der Werbung neuer Freunde nicht lässig zu sein. Hierfür wird Nr. 27 als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt werden; auch ältere Nummern, sowie das ganze erste Quartal dieses Jahrgangs stehen zum gleichen Zweck zur Verfügung. Wiederholt sei an die monatlichen Probeabonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern, je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Insbesondre empfehlen wir die

Chronik der Christlichen Welt

der Beachtung und Fürsorge unsrer Freunde. Sie bedarf noch sehr der Abonnenten wie der Mitarbeiter. Vorwärts kommen wir ja (Bestellerzahl z. Z. 1240), und Ausdauer besitzen wir. Aber je größere Teilnahme wir finden, desto mehr können wir leisten. Möchten doch einige hundert Leser der Christlichen Welt sich zu einer Probebestellung der Chronik auf ein Vierteljahr entschließen. Die Haltegebühr beträgt dafür nur Eine Mark. Postnummer ist 1367. Selbstverständlich versendet die Verlagshandlung auch davon Probenummern in beliebiger Anzahl unentgeltlich an jede Adresse.

Die Verlagshandlung — Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 26 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

27. Kongreß für innere Mission

26. bis 29. September d. J. in Dortmund

Montag, den 26. September

1. Konferenz des Zentral-Ausschusses für innere Mission und des engeren und weiteren Ausschusses des Lokal-Komitees, Nachmittag 3 Uhr, im Lutherhause.
2. Eröffnungsgottesdienst in der Reinoldi-Kirche. Predigt des Generalsuperintendenten D. Nebe aus Münster, 4 Uhr.
3. Empfang im Kühnschen Saale, $6^1/_2$ Uhr.
4. Freie Abendversammlung, ebendaselbst abends 8 Uhr. Bilder aus Dortmunds kirchlicher Vergangenheit. Begrüßungen.

Dienstag, den 27. September

1. Erste Hauptversammlung, morgens 9 Uhr, im Kühnschen Saale: a. Eröffnung des Kongresses durch den Präsidenten des Zentral-Ausschusses für innere Mission, Oberkonsistorialrat D. Weiß aus Berlin. b. Die sittliche Bedeutung der Arbeit im Lichte des Evangeliums. Pfarrer Werner aus Beckendorf (früher in Hohenthurm), Provinz Sachsen.
2. Konferenz des Zentral-Ausschusses mit seinen auswärtigen Mitgliedern, seinen Agenten und den Vertretern von Vereinen und Anstalten für innere Mission, 3 Uhr im Lutherhause: a. Rettungshauswesen. b. Der Kampf wider die Sittenlosigkeit. c. Die deutsche Seemannsmission.
3. Abendgottesdienste, 6 Uhr, in der Petri- und der Marienkirche. Predigten auswärtiger Geistlicher.
4. Freie Abendversammlung, $7^1/_2$ Uhr, im Kühnschen Saale. Die Frauenfrage. Ansprachen des Wirklichen Geh. Oberregierungsrates Dr. Schneider aus Berlin, des Professor D. Sell aus Bonn, und des Hofprediger Dr. Braun aus Stuttgart.

Mittwoch den 28. September

1. Spezialkonferenzen: a. Wohnung, Familienleben und Kostgängertum. Pfarrer Lic. Weber aus M.-Gladbach. $8^1/_2$ Uhr, im Lutherhause. b. Die Teilnahme der Gebildeten am kirchlichen Gemeindeleben. Prediger Freiherr D. v. Soden aus Berlin. 11 Uhr, ebendaselbst.
2. Gemeinsames Mittagsmahl, 2 Uhr, am Fredenbaum.
3. Konferenz der Schriften-Kommission des Zentral-Ausschusses, unter Vorsitz des Wirkl. Geh. Oberregierungsrates Dr. Schneider aus Berlin, $4^1/_2$ Uhr.
4. Abendgottesdienste, 6 Uhr, in der Petri- und der Marienkirche. Predigten auswärtiger Geistlicher.
5. Besuch des Evangelischen Arbeitervereins. Ansprache des Pfarrers Werth aus Schalke i. W., 8 Uhr.

Donnerstag, den 29. September

1. Spezialkonferenz: Die Verwertung der Sonntagsruhe. Pastor Hickmann aus Cölln a. E. 8 Uhr, im Lutherhause.
2. Zweite Hauptversammlung, 10 Uhr, im Kühn'schen Saale: a. Die Pflege der konfirmirten männlichen Jugend. Superintendent Nelle aus Hamm und Fabrikbesitzer Dr. Frowein aus Elberfeld. b. Schlußwort des Präsidenten.
3. Schlußgottesdienst in der Reinoldikirche. Predigt des Professor D. Haupt aus Halle, 4 Uhr.
4. Freie Vereinigung 8 Uhr.

Alle auf dem Grunde des kirchlichen Bekenntnisses stehende Evangelische, Geistliche und Nichtgeistliche, insbesondere auch alle Vorstände und Vertreter von Vereinen und Anstalten der inneren Mission, werden hiermit zur Teilnahme an dem Kongreß aufs angelegentlichste eingeladen. Evangelische von außerhalb Deutschlands werden herzlich willkommen sein.

Das Lokal-Komitee hat es übernommen, für Beschaffung von Privatwohnungen nach Möglichkeit Sorge zu tragen. Wer von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen wünscht, wolle bis spätestens zum 15. September Herrn Rentner Staeps, Dortmund, Märkische Straße 63, davon benachrichtigen.

Ein Büreau zur Anmeldung und Orientirung der Gäste, zur Empfangnahme des Specialprogrammes, der Mitgliederkarten u. s. w. wird von Montag, den 26. September, morgens 8 Uhr an und in den folgenden Tagen im „Rheinischen Hof", nahe dem Bergisch-Märkischen und dem Köln-Mindener Bahnhof, geöffnet sein. Für die Mitgliederkarten sind 3 Mark zu entrichten.

Für Nichtmitglieder, die bei den Hauptversammlungen anwesend sein wollen, sind die Emporen des Versammlungssaales geöffnet. Der Zutritt zu den Spezialkonferenzen, den freien Abendversammlungen und den Gottesdiensten steht jedem frei.

Alle in dem vorstehenden Programm noch fehlende Angaben werden in dem Spezialprogramm enthalten sein, das alle Mitglieder des Kongresses bei ihrer Ankunft empfangen werden.

Berlin und Dortmund, Mai 1892.

Der Zentral-Ausschuß für innere Mission **Das Lokal-Komitee**

Dringende Bitte um Hilfe

Cand. theol., Seminark. absolvirt, vor dem II. Examen, der Mutter und Bruder zu unterhalten hat und Privatunterricht nicht mehr erteilen kann, bittet gegen Lebensversicherung, lautend auf 2000 Mk., und gegen Zusicherung einer baldigen Anstellung nach dem II. Examen, um ein Darlehen von **500 Mk.** auf $2^1/_2$ Jahre. Zinsen werden natürlich gezahlt. **Die Not ist groß und Hilfe so überaus notwendig.**

Gütige Schreiben an die Expedition d. Bl. unter **P 1000.**

Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Anstalt Bethel

Wir sind unsern liebreichen Wasserschöpfern noch Rechenschaft schuldig über den Fortgang unseres Werkes. — Es sind bis zum heutigen Tage 4463,00 Mark übergeflossen über die 50000 Liter und wir hatten um Erlaubnis gebeten, dieselben als Jubiläumsgabe für das Haus Klein Bethel verwenden zu dürfen, welches, so Gott will, am Jubiläumstage den 3. Juli d. J. eingeweiht werden soll, und für 80—90 der allerelendsten und kränksten kleinen blödsinnigen epileptischen Mädchen bestimmt ist. Es fehlen freilich noch ca. 400000 Groschen. — — Wie einst Zoar die Kleine durch die Dankesgroschen dankbarer Eltern an dem Einweihungstage schuldenfrei übergeben wurde, so sind wir kühn genug, für Klein Bethel eine gleiche Liebe zu erbitten!

Nur Je Ein Dankesgroschen für je ein gesundes Kind aus den Ländern Deutschlands, die uns ihre Kranken hierherbringen, von dankbaren Eltern gespendet und etwa in Briefmarken eingesandt, würde auch diesen Becher der Hülfe in nicht ferner Zeit zum Ueberfließen bringen! —

Wer hilft dazu? —

Bielefeld, den 15. Juni 1892

Bodelschwingh, Pastor zu Bethel

Meine Verlobung mit Fräulein **Else Förster,** Tochter des Herrn Superintendenten und Oberpfarrers D. Förster in Halle a. S. und seiner Frau Gemahlin Mina geb. Travers beehre ich mich hierdurch anzuzeigen.

Sigmaringen, Pfingsten 1892.

H. Gallwitz,
Stadtpfarrer und Superint.-Verw.

Gott schenkte uns heute einen gesunden Knaben.

Dies zeigen hocherfreut an
Corbach, den 10. Juni 1892.
Pastor **Demandt,**
und Frau Margarethe, geb. Ruhe.

Eine mir sehr bekannte junge Dame wünscht als Gesellschafterin oder Stütze der Hausfrau in Stellung zu treten. Anfragen zu richten an Pfarrer **Rade** in Frankfurt a. M.

Ein kinderloses Ehepaar besten Standes wünscht ein Mädchen ehrbarer Herkunft, von gesunden Eltern, im Alter von 1—2 Jahren, möglichst ohne Familienzusammenhang, an Kindesstatt anzunehmen. Bewerbungen durch den Herausgeber dieses Blattes Pfarrer **Rade** in Frankfurt a. M.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**

Die Auferstehung Jesu Christi. Eine historische Untersuchung für die Gebildeten. Von Lic. theol E. G. Steude. Brosch. 2 ℳ

Kirchenideale u. Kirchenreformen. Ein Beitrag zur Beurteilung der Hammersteinschen Bewegung. Von Professor Lic. theol. W. Bornemann. Brosch. ℳ 1.20.

Willibald Pirkheimers Stellung zur Reformation. Ein Beitrag zur Beurteilung des Verhältnisses zwischen Humanismus und Reformation. Von Lic. theol. P. Drews. Brosch. ℳ 2.50.

Leo XIII. und sein Jubiläum. Neues und Altes aus dem Vatikan. Von Th. Trede. Brosch. ℳ 1.20.

Der Geistliche und die moderne Gesellschaft. Von Dr. Ernst Katzer. Brosch. 60 ₰

Humanismus und Reformation. Von Lic. theol. P. Drews. Brosch. 60 ₰

Volksschule und Kirche. Auch eine soziale Frage. Ein Beitrag zur Diesterweg-Feier. Von Professor Lic. Otto Baumgarten. ℳ 1.20

La Bocaina

St. Felix-Cigarre mit Havana-Einlage

allgemein beliebt

elegante volle Form

sehr gehaltvoll, dabei mild und lieblich.

Preis per Mille Mark 72.—

verpackt in $^1/_{10}$-Kisten.

Von 200 Stück an portofrei zu beziehen von

Heinr. Wilhelmi in Bremerhaven.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig